

www.e-rara.ch

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände

Reutlingen, 1830-1831

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 3421

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-17880>

[Q. - Quote]

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [\[Link\]](#)

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [\[Link\]](#)

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [\[Link\]](#)

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [\[Link\]](#)

haufte, wo er das nachherige delphische Orakel bewachte. Der Zukunft kundig mußte er, daß Latonen's Sohn ihn tödten werde, und verfolgte sie aufs heftigste. Apollo erlegte ihn bereits in den ersten Tagen nach s. Geburt durch den Pfeil, warf s. Gebeine in den Abgrund, bemächtigte sich des Orakels und erwarb sich dadurch den Beinamen des Pythischen, des Pythonbezwingers. Wegen des Orakels heißt Python auch ein Weissager, Pythonissa eine Weissagerin. Wahrscheinlich wollte man durch diese Mythe die Kraft der Sonne über die nach einer großen Überschwemmung entstandenen schädlichen Dünste sinnbildlich bezeichnen.

Q.

Q, der 17. Buchstabe des deutschen Abc, welcher den zusammengesetzten Laut kw ausdrückt und immer ein u, das eigentlich überflüssig ist, hinter sich hat.

Q u a d e n, ein deutsches Volk, dessen älteste Sitze an der Donau östlich bis gegen die Theis reichten und nördlich von den Karpathen begrenzt wurden. Sie führten mit den Römern, namentlich mit Marc Aurel (s. 180), blutige Kriege, bis sie im 5. Jahrh. dem Namen nach verschwanden.

Q u a d r a g e n a, die 40tägige unter den Bußübungen in der kath. Kirche einem Sünder bisweilen auferlegte Buße. Der Büßende mußte eingezogen leben, kam in kein Bett und mußte von Brot und Wasser leben. Ebenso nannte man die 40 Ruthenstreiche, welche einem Büßenden nach Ablaßbriefen bisweilen abzuhalten oblag.

Q u a d r a g e s i m a, auch Quaresima, s. Fastnacht.

Q u a d r a n t (quadrans, ein Viertel), ein astronomisches Werkzeug, welches zur Abmessung von Bogen größter Kreise der Himmelskugel gebraucht wird, um dadurch die Höhen der Gestirne und ihre Abstände vom Scheitel zu bestimmen. Es heißt Quadrant, weil es das Viertel von einem Kreisbogen oder den Bogen eines Circelausschnitts von 90 Grad ausmacht. Diese 90 Grade sind mit weitem Unterabtheilungen darauf angegeben; ferner sind an diesem Werkzeuge Dioptern (Absehen) an einem Lineal oder einer sogen. Regel (Alhidada) angebracht, welche man auf den Stern richtet, dessen Höhe oder Abstand vom Scheitel man messen will, und die also auf dem eingetheilten Rande (Limbus) die entsprechende Anzahl von Graden abschneiden. In neuern Zeiten sind die Quadranten theils durch die genaueste Eintheilung, theils dadurch, daß man sich statt der bloßen Absehen zum Visiren der Dioptern mit Fernröhren bedient, ungemein vervollkommen worden. Übrigens pflegt man sich jetzt fast allgemein statt der Quadranten ganzer Kreise zu bedienen. Man hat bewegliche und unbewegliche Quadranten. Erstere werden bei dem jedesmaligen Gebrauch in eine Vertikalfläche aufgestellt, und sind doppelter Art, entweder ist das Diopterlineal am Quadranten selbst fest, und aus dem Mittelpunkte des Limbus spielt ein Bleiloß herab, dessen Faden auf die Theile des Bogens trifft, oder das Werkzeug bleibt fest auf seinem Gestell stehen, aber das Diopterlineal ist an einem Punkte so befestigt, daß es sich um denselben drehen läßt. Die unbeweglichen Quadranten sind dieselben, welche, weil sie an einer Mauer der Sternwarte in der Mittagsfläche befestigt sind, Mauerquadranten heißen. Sie sind größer als die andern, und geben also genauere Bestimmungen. Von der Einrichtung dieses, sowie der übrigen Winkelmaschinstrumente, handelt u. A. Fischer: „Anfangsgr. der Feldmefkunst“ (Jena 1796). Wegen der großen Vervollkommnungen, die die optischen Winkelmaschinstrumente in der letztern Zeit erfahren haben, vgl. Reichenbach und Benedict beurn.

Q u a d r a t, ein Viereck, aus 4 gleichen Seiten und 4 rechten Winkeln

gebildet, also auch das erste unter den Parallelogrammen. Höhe, Breite und Länge eines Quadrats sind einander gleich; alle Quadrate sind einander ähnlich, auch im mathemat. Sinne, und die Diagonale durch 2 einander gegenüberliegende Ecken des Quadrats gezogen, theilt dieses in 2 ganz gleiche Dreiecke. Wegen seiner vollkommenen Regelmäßigkeit erhielt das Quadrat eine höhere Bedeutsamkeit sowohl in der Mathematik überhaupt als auch in ihrer Anwendung und insbesondere bei der Ausmessung der Flächen (vgl. Maß), wo es als Urform angenommen wurde. — Aus der Berechnung des Flächeninhalts der Vierecke im Allgemeinen (Multiplikation der Länge mit der Breite oder der Basis mit der perpendicularen Höhe) und aus der Natur des Quadrats ergibt sich, daß man bei diesem nur eine Seite mit sich selber multipliciren dürfe, um den Flächeninhalt zu finden, z. B. eine Seite von 4 Fuß \times 4 gibt 16 \square f. Inhalt. Man sagt daher auch: eine Zahl zum Quadrat erheben (vgl. Potenz), wenn man sie mit sich selbst multiplicirt; oder umgekehrt, wenn man diese Zahl aus dem Product nach einer eigenthümlichen Formel entwickelt, die Quadratwurzel finden oder ausziehen, (Vgl. Wurzel.) Das letztere Verfahren findet auch seine Anwendung, wenn man aus dem Flächeninhalt des Quadrats das Maß seiner Seite ausmitteln will. — Die Figur des Quadrats liegt auch einer taktischen Stellung zum Grunde, die man *Quarré* nennt, und in welcher man ehemals oft sein Heil suchte, wenn Fußvolk in offener Gegend schutzlos sich von allen Seiten durch Reiterangriffe bedroht sah. Es gab eine Zeit, wo auf Übungsplätzen ungemein viel mit dieser Stellung gespielt wurde, bis man durch ernstere Erfahrungen sich überzeugte, daß die jetzt gebräuchlichen sogen. vollen Quarrés oder dichten Colonnen der Reiterei kräftigern Widerstand boten, beweglicher und in jeder Art zweckmäßiger waren, obwohl der Wirkung des Geschützes vielleicht mehr ausgesetzt sein dürften, als das eigentliche ältere Quarré. — Elektrisches Quadrat ist eine dünne Tafel von Glas, Harz, Siegellack oder einer andern an sich elektrischen Substanz mit einer metallischen Belegung, jedoch so, daß am Rande ein Raum von 2 Zollen unbelegt gelassen ist. Diese elektrischen Platten wurden vom D. Veris 1747 in England zuerst gebraucht. — Magische Quadrate nennt man ein Kunstspiel, welches darin besteht, daß man die Felder eines schachbretartig eingetheilten Quadrats mit den Zahlen der natürlichen Zahlenreihe oder irgend einer arithmetischen Progression so ausfüllt, daß die Horizontal- und Verticalreihen, nach Befinden auch die Diagonalen, gleiche Summen geben; z. B.

1	15	14	4
12	6	7	9
8	10	11	5
13	3	2	16

Euler, Kircher, Franklin, Mollweide u. A. haben Untersuchungen darüber angestellt. Aus Mollweide's „Commentat. de quadratis magicis“ (Leipz. 1816, gr. 4.) befindet sich ein Auszug im 4. B. d. Klügel'schen „Mathem. Wörterb.“. In Indien, dem wahrscheinlichen Vaterlande dieser arithmetischen Spielerei, bezieht man sich solcher Quadrate als Talismane.

Quadratische Gleichungen, auch Gleichungen (s. d.) vom 2.

Grade, nennt der Mathematiker solche, in welche die unbekannte Größe in der 2. Potenz steht. Ihre Auflösung geschieht übrigens nach den Regeln gewöhnlicher Gleichungen, nur muß am Ende die Quadratwurzel aus beiden Theilen der Gleichung gezogen werden. Enthalten die Glieder dieser Gleichungen ein vollkommenes zweitheiliges Quadrat, z. B. aus $a + b$, in sich, so heißen sie vollständig oder rein, fehlt hingegen das Quadrat des einen Theils, verwickelt oder unvollständig.

Q u a d r a t r i x heißt in der höhern Geometrie eine transcendente Curve, welche Dinostrates, später auch Eschirnhausen, brauchten, um annäherungsweise den Kreis zu quadriren. (S. Transcendent.)

Q u a d r a t u r, die, suchen, oder quadriren, nennt der Mathematiker vornehmlich bei krummlinigen Figuren das Bemühen, ihr Maß auszumitteln. (Vgl. Kreis und Aliquot.)

Q u a d r i l l e, ein franz. Tanz von munterm Charakter, welcher von 4 Paaren getanzet wird. Die Melodie, welche aus 2 Reprisen von 8 Takten besteht, wird in 2 Takt gesetzt und in einem lebhaften Zeitmaße vorgetragen. Ebenso heißt ein Kartenspiel.

Q u a d r i v l u m, s. Schulen.

Q u a d r u p l e - und **Q u i n t u p l e -** **A l l i a n z**: bedeutungsvolle Namen in der Geschichte des politischen Systems von Europa! Da es in jedem Zeitpunkt der neuern Geschichte vorherrschende Mächte gegeben hat, so lag den meisten, zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts (s. d.) geschlossenen Bündnissen die Absicht zum Grunde, die Übermacht der Einzelnen zu verhindern oder dem Fortschritte einer bereits erworbenen Einheit zu thun. Deshalb vereinigten sich größere und kleinere Staaten bald gegen das Übergewicht der österreichischen, bald gegen das der spanischen, bald gegen das der französischen Macht. Doch waren diese Bündnisse gewöhnlich nur auf einen besondern Zweck, oder bloß mittelbar auf einen allgemeinen europäischen Zweck berechnet. (Vgl. Allianz.) Auch wurden sie nicht immer nach der Zahl der Verbündeten historisch benannt. Der erste Bund, den man nach der Zahl seiner Glieder bezeichnete, war die von den Generalstaaten (Holland), dem Könige von Dänemark, dem großen Kurfürsten (Friedrich Wilhelm von Brandenburg) und dem Herzoge von Braunschweig = Lüneburg geschlossene Quadruple-Allianz, Haag den 28. Oct. 1666. Sie entstand aus frühern Bündnissen dieser Staaten unter sich und hatte die gemeinschaftliche Vertheidigung gegen jeden Angriff zur Absicht, ob sie gleich die Behauptung der Unabhängigkeit der freien Reichsstadt Bremen gegen Schweden als ihren Zweck angab. Der Plan, daraus einen allgemeinen Bund zu bilden, ward nicht ausgeführt. Wichtiger war der zweite Bund d. N., die Quadruple-Allianz von 1718 (Lond., 2. Aug.). Sie entstand aus der im Haag den 4. Jan. 1717 zwischen Großbritannien, Frankreich und den Generalstaaten gegen Spanien geschlossenen Triple-Allianz. Der spanische Minister Alberoni wollte nämlich die Verfügungen des Utrechter Friedens (s. d.) umstoßen, das Haus Stuart wieder auf den Thron von England erheben und dem Herzog von Orleans die Regentschaft in Frankreich entreißen. Letzterer suchte daher die Freundschaft der Seemächte, und es gelang ihm, jenen Bund der genannten 3 Mächte zur Aufrechterhaltung des utrechter Friedens zu Stande zu bringen. Allein Spanien ließ sich dadurch in seinen Entwürfen nicht stören; es griff vielmehr das Haus Oestreich in Italien an und eroberte Sardinien. Nun schlossen Großbritannien und Frankreich mit Oestreich die Quadruple-Allianz von 1718, welche darum so heißt, weil Holland (16. Febr. 1719) dazu trat. Sie hatte den Zweck, Spanien zur Anerkennung des utrechter Friedens zu zwingen und Savoyen zu bewegen, für Sicilien, welches an Oestreich fallen sollte, Sardinien anzunehmen. Der Herzog von Savoyen mußte dieser Verfügung nachgeben (s. Sar-

binische Monarchie); er trat zur Quadruple-Allianz schon den 10. Nov. 1718. Spanien hatte sie verworfen; daher erklärten Großbritannien und Frankreich an Philipp V. den Krieg. Als aber der engl. Admiral Byng (s. d.) die spanische Flotte den 11. Aug. 1718 an der Küste von Sicilien gänzlich geschlagen hatte, und ein franz. Heer unter Berwick siegreich eingedrungen war, gab Philipp nach. Alberoni wurde abgesetzt, und Spanien trat zu der Quadruple-Allianz im Haag den 17. Febr. 1720. Allein die Ruhe von Europa wurde dadurch nicht dauerhaft befestigt, und das ränkevolle Spiel politischer Pläne und diplomatischer Umtriebe, um Einfluß auf die fremden Cabinete zu erlangen, beschäftigte die vorherrschenden Mächte nach wie vor in Paris, in Petersburg, in Wien und London. Einen ganz entgegengefesten Charakter hatte die Politik, welche hundert Jahre später das neue Friedenssystem von Europa auf die Quadruple-Allianz von Chaumont, auf die heilige Allianz und auf die Quintuple-Allianz von Aachen gründete; doch wird die letztere in der Diplomatie nicht ausdrücklich so genannt. Die Quadruple-Allianz der 4 Mächte, Oestreich, Rußland, Preußen und England, zu Chaumont vom 1. März 1814 ging aus der großen Verbindung hervor, welche 1818 zur Auflösung des Napoleon'schen Reichs gebildet worden war. Sie hatte nicht die Bedeutung einer eigentlichen Allianz im alten diplomatischen Sinne, sondern die einer bewaffneten Verbindung zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit. Nachdem sie ihren Zweck erreicht und Frankreichs Macht in die alten Grenzen zurückgeführt hatte, ward sie die Grundlage des gegenwärtig bestehenden politischen Systems, welches sowol auf dem Congresse zu Wien als auch in der heiligen Allianz, und zuletzt noch bestimmter und feierlicher auf dem Congresse zu Aachen (Oct. u. Nov. 1818), in dem Vereine der 5 Mächte, Oestreich, Rußland, England, Preußen und Frankreich, die Erhaltung der Ruhe von Europa als seinen einzigen Zweck ausgesprochen hat, sodas dieser Verein mit dem Herrn v. Geng (eine Coalition des Friedens genannt werden kann. In diesem System hat, wie Hr. v. Geng (s. „Wiener Jahrb. d. Literatur.“, 5. Bd., 1819) dasselbe charakterisirt, jeder europäische Staat seinen bestimmten und festen Platz; die Staaten sind sammt und sonders durch gemeinschaftlich anerkannte Grundsätze und durch gemeinschaftliche positive Verträge zu Einem Zwecke verbunden; sie genießen alle gleiche Rechte; und wenn auch in dem stürmischen Zeitpunkte, wo diese neue Ordnung der Dinge — von welcher die Geschichte noch nichts Ähnliches aufzuweisen hat — zu Stande kam, die Hauptmächte eine einstweilige Oberleitung der Geschäfte, eine Art von föderativer Dictatur ausübten, so haben sie diese doch nie als ein Vorrecht in Anspruch genommen, sie stets nur im Sinne des gemeinsamen Interesse und unter Beistimmung aller Interessenten geführt, und sie endlich zu Aachen, nachdem die letzte provisorische Maßregel (durch die Räumung Frankreichs) erfüllt war, feierlich niedergelegt. Frankreich aber hat durch seine Theilnahme an den aachner Verhandlungen in der großen europäischen Friedenscoalition den ihm gebührenden Platz erhalten, und die Ansicht des Hrn. v. Pradt (in seiner Schrift: „L'Europe apres le Congrès d'Aix-la-Chapelle“, Par. 1819), als ob Frankreich in eben die Allianz aufgenommen worden sei, die bis dahin gegen Frankreich gerichtet gewesen war, ist ebenso wenig historisch und diplomatisch richtig als in der Natur der Sache begründet. Wenn jene letzte Quadruple-Allianz, die durch besondere Verträge 1814 und 1815 gestiftet wurde, und aus welcher sich allerdings die neueste aachner Verbindung der 5 Hauptmächte entwickelt hat, auch nach der Räumung Frankreichs aufrecht erhalten wurde, wie sich wol nicht mehr bezweifeln läßt, so ist sie doch nur auf bloße Möglichkeiten der Zukunft und vielleicht nie (von Frankreichs Seite her) eintretende Gefahren gerichtet. Übrigens sind jene Hauptmächte, seit Frankreich ihren in der Declaration vom 15. Nov. ausgesprochenen Grundsätzen förmlich beigetreten ist, forthin nichts mehr als die „ersten und natürlichsten Beschützer der all-

gemeinen, durch wiederholte Verträge bekräftigten Ordnung und des von der ganzen Christenheit beschworenen, auf politischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Grundlagen mehr als je zuvor befestigten Friedens. Der kleinste souveräne Staat ist auf seinem Gebiete und in dem Wirkungskreise seiner Rechte so unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten werden durchaus nach alt-völkerrechtlichen Grundsätzen und in rein diplomatischen Formen verhandelt.“ (S. Genz a. a. O.) Daher heißt es in der aachner Declaration des Völkerrechts, welche die 5 Mächte, als die Grundlage der europäischen Staatskunst, den 15. Nov. erlassen haben, von diesen Mächten selbst: *Ils reconnaissent solennellement, que leurs devoirs envers Dieu et envers les peuples qu'ils gouvernent, leur prescrivent de donner au monde, autant qu'il est en eux, l'exemple de la justice, de la concorde et de la modération.* Aus diesen Grundsätzen folgt, daß die genannten Hauptmächte von dem wahren Werthe des sonst so eifrig gesuchten politischen Einflusses, oder von dem eiteln Vortheile, fremde Cabinete für den jedesmaligen Privatweck nach Willkür zu stimmen, zu bearbeiten und zu lenken, endlich eine richtige Ansicht gefaßt haben. „Der einfache Charakter des europäischen Friedensbundes (sagt Hr. v. Genz a. a. O.) schließt alle alte Cabinetskunststücke aus; kein herrschender Einfluß, ein diplomatischer so wenig als ein bewaffneter, findet darin statt; gemeinschaftliches Recht, gemeinschaftliche Ordnung und wechselseitige Unterstützung jeder Art sind seine einzigen Zwecke“. Freilich vermißt man in obiger Erklärung vom 15. Nov. alle nähere Bezeichnung der Umstände, unter welchen die wechselseitige Unterstützung jeder Art, und wie sie stattfinden soll. Der möglichen Dazwischenkunft der Mächte bei den innern Unruhen eines Landes wird darin nicht gedacht, und doch folgt sie daraus. Wihin hängt die Anwendung der ausgesprochenen Grundsätze einzig von dem Gewissen der Cabinete ab, und es bleibt unentschieden, bis zu welchem Punkte jene Unruhen diesen das Recht geben, sich darein zu mischen. Oder hat, könnte man fragen, die eine Partei das Recht, jene Dazwischenkunft gegen die andre Partei aufzurufen, wie einst die targowicer Conföderation Rußland gegen die polnische Constitution vom 3. Mai 1791 aufrief? Wenn aber die neubefestigte Unabhängigkeiten im Innern unabhängig von dem andern zu ordnen: so darf jene Dazwischenkunft in solche Angelegenheiten nur dann stattfinden, wenn Unruhen damit verbunden sind, welche die Unabhängigkeit andrer Staaten in Gefahr bringen. Wäre es anders, so würde nur der Stärkere wahrhaft unabhängig sein, denn er allein könnte das Einmischen in seine Angelegenheiten abwehren. Endlich darf man fragen, welche Bürgschaft hat das gegenwärtige politische System der 5 Hauptmächte? Nach Hrn. v. Pradt ist die einzige Bürgschaft desselben die Heilige Allianz (s. d.), welche aber schon bei ihrer Bekanntmachung, ihrer angeblich vieldeutigen Unbestimmtheit oder Allgemeinheit wegen, l'Apocalypse de la diplomatie genannt wurde. Dagegen erklärt sich Hr. v. Genz a. a. O. so: „Die Bürgschaften, auf welchen dieses System zunächst ruht, sind die von sämmtlichen größern und kleinern Mächten abgeschlossenen Verträge, und die in diesen Verträgen, oder in andern feierlichen Acten von gleicher Kraft aufgestellten, von allen Theilnehmern anerkannten, bestimmten völkerrechtlichen Grundsätze. Dies sind die positiven Garantien. Die Urkunde, der man den Namen der heiligen Allianz beigelegt hat, ist eine wechselseitige persönliche Verpflichtung der Souveraine, diese Grundsätze und jene Verträge heilig zu halten; sie hat den für sich bestehenden positiven Garantien nur eine neue moralische und religiöse Sanction verliehen und ist insofern allerdings die höchste Garantie“. Daß der aachner Friedensbund der 5 Hauptmächte aber zugleich eine Art vor Tribunal für die politischen Angelegenheiten von Europa sein wolle, wie Hr. v. Pradt behauptet, ergibt sich keineswegs aus dem Inhalte der aachner

Urkunden. Die Souveraine oder ihre Minister sprechen darin nie anders als in ihrem eignen Namen, von ihren eignen Verhandlungen, Grundsätzen und Wünschen; sie schreiben keinem andern Staate Regeln vor; sie maßen sich über Niemand den Schein von Obergewalt oder Gerichtsbarkeit an; sie erklären, daß sie selbst bei künftigen persönlichen Vereinigungen, sich nie mit den Angelegenheiten fremder Staaten, es sei denn, daß sie ausdrücklich dazu aufgefordert würden, beschäftigen wollen. Und daß dies wirklich ihr Entschluß sei, beweist die Art, wie der Territorialstreit zwischen Baiern und Baden von ihnen angesehen und ausgeglichen worden ist. Ein als Regel anzunehmendes Beispiel für alle ähnliche Fälle! Wenn also dieser Bund durchaus nichts weiter aufstellt als die Pflichtgebote einer christlichen Friedenslehre, was gibt er der von so vielfachen Kämpfen ermüdeten Welt für eine Bürgschaft der längern Dauer des durch die neugeordneten äußern Verhältnisse der Staaten wiederhergestellten politischen Friedens? Er gibt ihr das Fürstenthum des Völkerrechts. Möge die Zukunft dieses große Wort erfüllen! K.

Quaglio, eine Künstlerfamilie in München. Der Vater, Joseph D., war Hoftheatermaler. Sein ältester Sohn Angelo, ein Künstler von ausgezeichneten Talenten, starb jung. Der 2. Sohn, Dominicus, geb. zu München den 1. Jan. 1786, Architekturmaler, seit 1804 als k. bairischer Hoftheatermaler angestellt, erlernte die zu architektonischen Aufrissen nöthige Kenntniß der Linienperspective bei seinem Vater. In der Malerei bildete er sich selbst. Auf seinen Reisen durch Salzburg und Baiern nach Italien u. studirte er in den Denkmälern selbst den sogen. gothischen oder altdeutschen Baustyl und verfertigte Zeichnungen von alten Bauwerken, die sich zu einer malerischen Darstellung eigneten. Innig vertraut mit der Natur, wußte er in seinen Gemälden die Wahrheit der Formen mit der Harmonie der Färbung glücklich zu verbinden. In Rücksicht auf natürliche Beleuchtung wird er von Vielen selbst Canaletto vorgezogen. Auch Bei- und Nebenwerke weiß er dem Hauptgegenstande geschickt unterzuordnen. Mehrere Bilder von ihm, z. B. das Schloß von Burghausen, den Dom zu Regensburg, besitzt der König von Baiern; in der k. Galerie zu München sieht man von ihm den Seitengang in der St.-Sebaldukirche zu Nürnberg. Ferner nennt man unter s. Olgemälden: die Kathedralekirche zu Como, die alte Pfarrkirche zu Bamberg, den Dom zu Bamberg u. a. m. Unter seinen neuesten Bildern schätzt man seinen Dom zu Freiburg (im Besitz des Hrn. v. Quandt in Dresden), die Frauenkirche zu München, den Canal von Brügge, den Victualienmarkt zu München, die Stadtmauer von Udernach, die Gräber der Scaliger in Verona u. a. m. Für die Herausgabe der k. Galerie zu München und Schleißheim hat er mehre lithographirte Blätter geliefert; auch hat er ein Werk: „Die Denkmäler der Baukunst des Mittelalters im Königreich Baiern“, herausgegeben. Zwölf Blätter merkwürdiger Gebäude in Baiern und einige andre hat er radirt. — Sein jüngerer Bruder, der Geschichts- und Bildnißmaler Lorenz D., geb. zu München d. 19. Dec. 1793, widmete sich anfangs dem Fache der Architektur. Hierauf studirte er die Historienmalerei in der k. Akademie zu München und verband damit das Portraitfach. Auch übte er sich in landschaftlichen Darstellungen und in Zeichnungen auf Stein. Mehrere Blätter der k. Galerie von München und Schleißheim beweisen seine große Fertigkeit im Zeichnen. Seine Behandlung ist zart, fleißig und ungemein ausgeführt. In seinen Hintergründen und in den Beiwerken erkennt man den geübten Architekturmaler, vorzüglich im altdeutschen Styl. Seine Compositionen haben Wahrheit und anziehende Verhältnisse aus dem menschlichen Leben mit ebenso viel Wahrheit als Gefühl darzustellen. So s. in Eremit am Eingange eines Waldes, betend vor einem Kreuze unter einer Eiche; seine Bettlergruppe, die am Eingange einer Kirche Almosen empfängt; seine berchtoldsgadner Bauernfamilie beim Mittagessen u. a. m. — Der jüngste Bruder, Simon D., geb. zu München

den 23. Oct. 1795, und 1812 daselbst als Hoftheatermaler angestellt, ist ebenfalls ein Schüler seines Vaters. Er malte anfangs in Wasserfarben. Man schätzt seine Ansichten von Gebäuden in landschaftlicher Umgebung, von Kirchen u. s. w., z. B. seinen Palazzo Vecchio mit der dabei befindlichen Loge zu Florenz.

Quäker (Zitterer), die Glieder einer um die Mitte des 17. Jahrh. in England entstandenen und besonders in Nordamerika zahlreichen Religionsgesellschaft, deren Begeisterung sich bei ihren Andachtsübungen in der ersten Zeit nach ihrer Stiftung durch Verzückungen und Zittern anzukündigen pflegte, und deren Stifter, George Fox (geb. zu Dretton in Leicestershire 1624, gest. 1681), einst vor Gericht gesagt haben soll: „Zittert vor dem Worte des Herrn“. Sie selbst nennt sich die christliche Gesellschaft der Freunde, weil das Band der Freundschaft und gleichen Gesinnung die Anhänger ihres Stifters zu eignen, von der englischen Kirche abgesonderten, Gemeinden vereinigte. Fox fing 1649 (in einem wegen politischer Mährungen und umsichgreifender Beschwerden gegen die bischöfl. Kirche dem Separatismus besonders günstigen Zeitpunkte) an, göttliche Offenbarungen, die er erhalten haben wollte, mitzutheilen. Die Dreistigkeit, womit dieser von wissenschaftlicher Bildung ganz entblößte Schustergefell auf die Laster aller Stände loszog, die Geistlichkeit angriff, Gelehrsamkeit und Schulwissenschaft für unnütz erklärte und das Volk zur Verweigerung der kirchlichen Abgaben reizte, fand Weisfall bei den gemeinen Leuten. Trotz aller Verfolgungen, die über ihn ergingen, breiteten sich s. Meinungen schnell aus. In Wales und Leicester hatten sich die ersten Quäkergemeinden gebildet, 1654 entstand eine zu London, und 1658 hielt Fox die erste Generalversammlung s. Partei zu Bedford. Einige zu ihr übergegangene Gelehrte, wie Samuel Fisher, George Keith, William Penn (s. d.), der ihr eifrigster Verbreiter ward, und besonders Rob. Barclay, dessen „Apologia theologicae ver christianae“ (1676) den Glauben der Quäker am gründlichsten darstellt, brachten durch ihre Schriften in die verworrenen Aussprüche des Stifters erst die Bestimmtheit und Ordnung, welche das Eigenthümliche der Lehre dieser Sekte kennlich macht. Ihr Grundsatz ist die Meinung, daß Jedem, der den göttlichen Geist ernstlich suche, unmittelbar göttliche Offenbarungen zu Theil werden, deren Keime der menschliche Geist in sich trage. Diese, nach ihrer Ansicht, dem Menschen angeborene Fähigkeit, sich durch Anregung des h. Geistes göttlicher Offenbarungen und der gesammelten Religionswahrheiten bewußt werden zu können, nennen sie den im menschlichen Herzen wohnenden Christus, das innere Licht oder Wort, welches sie im Range über die Schrift stellen. Diese gilt ihnen nur als eine untergeordnete Glaubensregel, und sie sprechen ihr die Eigenschaft der Vollständigkeit und allgemeinen Anwendbarkeit auf neuere Zeiten ab. Das Werk der Erlösung halten sie für eine geistige Thatsache, die sich im Innern jedes wahren Christen erneuere; ebenso sind ihnen die Sacramente auch nur innere, gemüthliche Handlungen, daher es bei ihnen keine Taufe, kein Abendmahl und überhaupt keine kirchlichen Gebräuche gibt. Ihr Gottesdienst übertrifft an Einfachheit den jeder andern christlichen Sekte. Man sieht keinen Altar, keine Kanzel und keine Bilder, man hört keinen Gesang und keine Musik in den Versammlungssälen. Ohne Glockenklang kommt die Gemeinde zusammen und harret schweigend mit bedecktem Haupte auf den Geist. Wer sich von ihm ergriffen fühlt, kündigt s. Begeisterung durch Seufzer an, in welche die Ubrigen einstimmen, und wenn er predigt oder betet, hören ihm Alle stehend, die Männer mit entblößtem Haupte, zu. Bisweilen sprechen Mehrere nach einander; doch geht man auch, wenn Keiner sich dazu gedrungen fühlt, nach stundenlangem Harren wieder aus einander, ohne daß ein Laut gehört worden ist. Einen besondern geistlichen Stand dulden die Quäker nicht, Männer und Weiber dürfen in ihren Versammlungen predigen und beten, weil nach ihrer Meinung der h. Geist noch jezt, wie in den Aposteln, bei jedem Christen das innere Wort erweckt. Erst in

neuern Zeiten haben sie Glieder der Gemeinde, die sich oft im Predigen auszeichnen, beauftragt, dieses Geschäft in der Regel zu versehen, und zu Dienern der Gemeinden ernannt, ohne dadurch die Freiheit Aller, zu predigen, wenn sie sich begeistert fühlen, einzuschränken; auch bleiben solche Diener bei ihrem Gewerbe, und erhalten nur, wenn sie es bedürfen, einige Unterstützung aus der Gemeindecasse. Ihre Predigten sind ganz kunslos, und absichtlich vermeiden sie die bei andern Religionsparteien hergebrachte dogmatische Terminologie. Die Verfassung der Quäkergemeinden ist, zufolge ihres Grundsatzes, der Alle gleich macht, ganz demokratisch. Jede versammelt sich monatlich, um über ihre Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, über die Aufnahme von Neubekehrten, über die Sittenzucht und Verstrafung ausgearteter Glieder, gegen die nur durch Verweise und Ausschließung verfahren wird, und über die Erlaubniß zu Heirathen, die durch ein vor den Ältesten geleistetes Eheversprechen geschlossen werden, zu berathschlagen. Diese monatliche Versammlung entscheidet auch in erster Instanz über die Streitigkeiten einzelner Mitglieder, führt die kirchlichen Listen und wählt die, weder durch Besoldung noch durch andre Vorrechte ausgezeichneten, Beamten, die zur Erhaltung der Ordnung und Armenpflege beauftragten Ältesten, die Diener und ihre Abgeordneten zu den vierteljährigen Versammlungen. Diese bestehen aus den Abgeordneten der Gemeinden eines Bezirks und bilden eine höhere Synode, welche die Beschlüsse der monatlichen bestätigt, die Berichte derselben zur Kenntniß der jährlichen bringt, Appellationen in zweiter Instanz annimmt und entscheidet, und die Vertreter des Bezirks zu den jährl. Versammlungen ernennt. Letztere sind für alle Gemeinden eines Landes die höchste Instanz, üben in Sachen der Zucht, Verfassung und Sitte die gesetzgebende Gewalt, bevollmächtigen Apostel (Missionnairs) zur Ausbreitung der Lehre und geben in Angelegenheiten und Streitigkeiten jeder Art die letzte Entscheidung. Solcher jährl. Generalversammlungen werden für die 7 Länder oder Provinzen, in welche die Sekte sich eingetheilt hat, gleichzeitig 7 gehalten, nämlich für die amerik. Quäker in Neuengland, wozu Neuhamphshire, Massachusets, Rhode-Island und Konnektikut gehören, in Virginien, in Nord- und Südcarolina, in Georgien, und für die europäischn in London. Sie erhalten durch die Mittheilung allgemeiner Nachrichten über den Zustand der ganzen Sekte und durch gegenseitige Unterstützung den Zusammenhang aller Quäkergemeinden; auch stehen unter ihrer Aufsicht die Gesellschaftscassen, welche den Aufwand der Gemeinden für ihre Bethäuser und milden Anstalten bloß aus dem Ertrag freiwilliger und meist sehr reichlich eingehender Beiträge der Einzelnen bestreiten; denn da nach ihrer Lehre alle Mitglieder Geistliche sind, halten sie die Entrichtung von Abgaben an Kirchen und Geistlichkeit für unerlaubt. Schon die aus diesem Grundsatz folgende Verweigerung des Zehnten und anderer Kirchengebühren mußte die Duldung der Quäker in christlichen Staaten, wo irgend eine Kirche die herrschende ist, schwierig machen; in ein noch größeres Mißverhältniß mit der bürgerlichen Ordnung kommen sie durch die Eigenheiten ihrer Moral. Diese ist, wie bei den Mystikern, sehr streng, sie untersagt ihnen unbedingt die Ablegung des Eides, die Leistung von Kriegsdiensten und Kriegssteuern und den Genuß von Vergnügungen, welche die Sinnlichkeit reizen und Leidenschaftern erregen. Daher halten sie die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, Theater, Glücksspiele, Jagd, Tanz, Schmäuse und Trinkgelage, Luxus jeder Art, ja selbst den Handel mit Luxusartikeln und Kriegsbedürfnissen für unerlaubt, und die Übung der schönen Künste wenigstens für gefährlich. Wegen der biblischen Vorschrift: „Achte nicht das Ansehen der Person!“ glauben sie von den Pflichten der üblichen Höflichkeit entbunden zu sein, nennen alle Menschen ohne Unterschied des Ranges Du, verweigern den Gebrauch der Titel und nehmen vor Keinem den Hut ab. Eine bestimmte Kleiderordnung, die den Anzug auf das Nöthige beschränkt und den Männern Hüte mit breiten herabhängenden Krempen und dunkelfarbige

Röcke ohne Knöpfe, den Frauen eine schwarze Kopfbedeckung und grüne Schürzen vorschreibt, ist für Alle Gesetz. Die Monate und Wochentage benennen sie nicht mit den herkömmlichen römischen Namen, sondern nach der Zahlenordnung. So viele Sonderbarkeiten in Lehre, Verfassung und Sitte mußten die Quäker um so mehr zum Gegenstande des Spottes und der Verfolgung machen, je unbescheidener und hartnäckiger sie im ersten Eifer ihrer Verbrüderung damit hervortraten. In England warf man Viele wegen der Verweigerung des Eides und anderer rechtswidriger Handlungen in Gefängnisse und Tollhäuser; noch weniger glückte es ihnen in Deutschland, wo sie im Hollsteinischen, zu Hamburg und Danzig kaum angefangen hatten, ihre Lehre zu verbreiten, als obrigkeitliche Verbote sie wieder vertrieben. Besser gerieth ihr Werk auf holländ. Gebiete, wo die schon 1658 in Friesland und die später in den bedeutendsten Städten Hollands entstandenen Gemeinden sich bis jetzt behauptet haben. In England waren sie unter Cromwell und Karl II. abwechselnd geschont und gedrückt, bis ihnen die Toleranzacte 1689 vollkommene kirchliche Freiheit verschaffte. Dieselbe genießt auch die 1786 durch engl. Apostel gestiftete kleine Quäkergemeinde in Friedensthal bei Pyrmont. Außer dieser, den holländischen, den jetzt 60,000 Seelen zählenden englischen, welche allein in London 32 Bethäuser haben, und den Quäkercolonien in den norwegischen Handelsstädten, gibt es in Europa keine Quäkergemeinden. Wo sie geduldet werden, gilt ihr einfaches Versprechen vor Gericht an Eidesstatt, und für ihre Befreiung von Kriegsdiensten entrichten sie besondere Abgaben. Nirgends aber haben sie sich weiter und freier ausgebreitet als in Nordamerika. Die Ersten kamen 1660 dahin und siedelten sich in Neujersey an; Fox selbst gab sich 1662 dahin, kehrte jedoch in der Folge nach England zurück; aber viel zahlreichere Colonien folgten 1681, da William Penn ihnen das von der engl. Krone erhaltene Land am Delaware einräumte. Penn ging 1682 selbst nach Pennsilvanien und gründete die Verfassung der dasigen, durch Einwanderungen aus England, Holland und Deutschland schnell anwachsenden Quäkergemeinden. Seitdem haben sie sich in den meisten Provinzen der Verein. Staaten von Nordamerika ausgebreitet, wo ihre Seelenzahl über 300,000 geschätzt wird. Sie genießen hier vollkommene bürgerliche und kirchliche Freiheit, mußten aber doch die Unverträglichkeit ihrer Grundsätze mit jeder Staatsverfassung in dem Kriege empfinden, der die Verein. Staaten von England losriß. Damals entstand unter ihnen die besondere Sekte der freien oder sechenden Quäker, aus deren Mitte Männer wie Matlock, Green und Thomas Wifflin als Generale namhaft wurden, während die Quäker vom alten Systeme, das jede gewaltsame Vertheidigung untersagt, ihren Patriotismus nur durch Steuern zu den Magazinen für Roggen, Weizen u. a. Körner (sie wollten nicht sagen Munition) beweisen mochten. Die freien Quäker unterscheiden sich von den alten nur durch die Meinung von der Zulässigkeit der Kriegsdienste, sind aber von diesen völlig getrennt und machen ungefähr den 6. Theil aller Quäker in Nordamerika aus. In der Würde des sittlichen Charakters übertreffen die Quäker andre christl. Sekten. Ihr Fleiß, ihre Niedlichkeit und Ordnungsliebe, die Einfachheit ihrer Lebensart, der Ernst ihres Betragens und die häuslichen Tugenden, die man fast ohne Ausnahme in ihren Familien wahrnimmt, haben ihnen die öffentliche Achtung erworben. Verbrecher sind bei ihnen höchst selten, Selbstmorde ganz unerhört, und auch nirgends Bettler und Landstreicher zu sehen; ihre trefflichen Anstalten für Arme und Hülfbedürftige, die Wohlthätigkeit, mit der sie sich selbst fremder Glaubensgenossen annehmen, und die streng gehandhabten Gesetze ihrer Sittenzucht lassen nicht leicht Etwas aufkommen, das ihren Ruf bestreken könnte. Vorzüglich ihren menschenfreundlichen Bemühungen ist die Aufhebung des Sklavenhandels und die Befreiung der Neger in den Verein. Staaten zuzuschreiben. Wissenschaften und Künste werden von ihnen wenig gefördert; unter den Facultätsstudien üben sie nur die Medicin; ihr Sinn

ist durchaus mehr auf das Praktische gerichtet, und die Meisten beschäftigen sich mit Handel und Gewerben. Übrigens erscheinen ihre Eigenheiten jetzt weniger schroff als sonst; die Heuchelei, die man ihnen vorgeworfen hat, wird unter ihnen seltener, und die Begeisterung verraucht immer mehr. Das Verbot der Heirathen außer der Gemeinde ist in neuern Zeiten öfter übertreten worden; wohlhabende und vornehme Familien ziehen sich häufig von ihnen zurück, um der freien Geselligkeit und den Staatsämtern, von denen das Quäkertum in England ausschließt, näher zu kommen. Diejenigen unter ihnen, welche sich von der alten Einfachheit entfernt und verfassungswidrige Gebräuche der Weltsitte und des Luxus angenommen haben, werden nasse Quäker genannt und von den monatlichen Versammlungen ausgeschlossen, dagegen die altgläubigen und strengen trockenere heißen. Da die Zahl der Letztern allmählig geringer wird, so scheint diese Sekte, deren Religionsansicht, wenn ihre mystische Hülle abfällt, ein dürerer Deismus ist, ihrer Auflösung entgegen zu gehen. Über die von den Quäkern wesentlich verschiedene Sekte der Schütterquäker oder Shakers vgl. Schütterer. E.

Qualität und Quantität sind 2 Denkformen, welche zu den Begriffen des menschlichen Verstandes (s. Kategorien) gezählt werden. Qualitäten sind die innern Eigenschaften einer Sache, welche an dieser Sache für sich, ohne daß sie mit etwas Andern verglichen wird, wahrzunehmen sind. (Im gemeinen Leben versteht man unter Qualität auch bürgerliche u. a. Eigenschaften, Stand, Würde ic.) Nach Kant ist Qualität die Bestimmung eines Dinges überhaupt, wodurch sein Inhalt oder seine Materie gedacht wird. Vermöge der Qualität reden wir von Realität, Negation und Limitation. Sein, Empfindung in der Zeit, heißt Realität; sein Gegentheil Negation, Nichtsein überhaupt. Sein in der Zeit durch Nichtsein eingeschränkt, heißt Limitation. Die logische Qualität besteht in dem Setzen, Aufheben oder Beschränktsetzen. Die Urtheile ihrer Form nach sind daher positiv, negativ und limitirt, und die logische Qualität der Urtheile beruht sonach in dem Verhältnisse des Prädicats, d. i. der Aussage zum Subjectbegriff. Unter Quantität wird überhaupt verstanden die Eigenschaft eines Dinges, vermöge deren es vermehrt und vermindert und nach einem angenommenen Maße (einer Einheit) bestimmt werden kann; kurz, daß es ein Quantum (Größe überhaupt) ist. Die Quantität durch Zeit versinnlicht gibt Zeitreihe; eine bestimmte Größe in der Zeit ist die Zahl, insofern man sich eine successive Wiederholung von Einheiten vorstellt. Eine Größe, welche successiv von Theil zu Theil aufgefaßt wird, ist eine extensive; eine Größe, welche auf einmal aufgefaßt wird, ist ein Grad oder eine intensive Größe. Eine sowol extensive als intensive Größe ist continuirlich. Die Quantität (oder Größe) der Urtheile insbesondere bezieht sich auf den theilweisen oder ganzen Umfang des Subjects, von welchem sie gelten. Extensive Größe nennen die Logiker Größe des Umfangs (der Sphäre), intensive, Größe des Inhalts, d. i. der Merkmale eines Begriffs. Beide stehen im umgekehrten Verhältnisse. — Quantitativ, der Größe nach. Qualitativ, der Beschaffenheit nach. — (Vgl. auch Prosodie.)

Quandt (Johann Gottlob v.), als Kunstkennner und Schriftsteller im kunstschriftlichen Fache rühmlich bekannt, lebt zu Dresden, wo er durch lehrreiche Mittheilungen seiner mit echtem Kunstsinne angelegten Sammlungen sich um Kunstgenossen und Kunstfreunde sehr verdient macht. Er ist geb. zu Leipzig den 9. April 1787, und war anfangs für die Handlung bestimmt. Sein Vater, Joh. Gottl. Q., besaß nämlich die durch dessen Großvater, Joh. Gottfr. Quandt und Thorbeck, am Ende des 17. Jahrh. von Amsterdam nach Leipzig verlegte und vom Sohne, Joh. Gottl. Q., fortgeführte große Tabackshandlung. Damals ward auch von dem Stifter dieses Hauses der jetzige Quandt'sche Hof, bekannt durch Zacharias's Nennmissionen, u. d. N. des Zorischen Hofes, in Leipzig erbaut. Zu der mit der Hand-

lung verbundenen großen Tabackfabrik legte Joh. Gottfr. Q. die erste holländische Windmühle in Sachsen auf dem von der Regierung ihm dazu bewilligten Plaze an. Gegenwärtig gehört die Quandt'sche Handlung in Leipzig ausschließlich Hr. Mangelsdorff. Denn unsern J. Q. v. Q. führte schon früh s. Neigung zur Kunst hin. Die erste Erweckung für das Kunstschöne gab ihm s. Lehrer, der Hofrath Rochlis, insbesondere gewann ihn für die Malerei der Chevalier de Renty, ein Emigrant, der ein eifriger Kunstfreund war und in dem Hause des Kaufmanns Q. lebte. Schon als Knabe sah er die 3 bekannten Preisblätter von Woollet mit solchem Wohlgefallen, daß der Besizer ihm dieselben in s. letzten Willen vermachte. Nun fing Hr. v. Q. von seinem 12. J. an, Kupferstiche zu sammeln. Später übte er sich in der Kunst technisch und praktisch, sowol durch Anschauung vieler Sammlungen auf s. Reisen als auch durch Umgang mit mehren Künstlern, z. B. in Rom mit dem Landschaftmaler Reinhardt, mit E. Platner, mit J. Schnorr, mit dem Kupferstecher Böhme in Leipzig u. A. Damit verband er das eifrigste Studium der Kunstgeschichte. Eine Frücht s. ersten Reise nach Italien, 1811, war s. Schrift: „Streifereien im Gebiete der Kunst“, die aber wegen Rücksichten auf politische Verhältnisse erst nach dem Kriege mit Frankreich zu Leipzig 1818 herauskam. Seitdem hat er Aufsätze über Kunstgegenstände und Kunstgeschichte in Zeitschriften zu Weimar, Leipzig, Dresden, Lützen, vorzüglich in den Kunstblättern von Wenzl, Schorn, Böttiger und in der „Muse“ von Kind, in der Ersch- und Gruber'schen „Encykl.“ und in der „Halle'schen Allg. Lit.-Zeit.“ mitgetheilt. Nach dem Tode s. Vaters (Dec. 1819) ließ er sich ganz in Dresden nieder. 1820 machte er seine zweite Kunstreise in Italien. Zugleich auf die Werke alter Meister und auf die Leistungen der neuern deutschen Malerschule aufmerksam, kaufte er nicht nur Bilder, die für die G. s. Schichte der Kunst wichtig sind, sondern bestellte auch Gemälde, zu denen er die Ideen angab. Daher findet man in seiner Sammlung (in 9 Zimmern) theils mehre seltene alte Gemälde, z. B. von Giesole, Alex. Filipepi, genannt Sandro, Jac. Francia, Luk. Kranach u. A., theils vorzügliche Stücke noch lebender deutscher Künstler, z. B. die Judith, von Phil. Weich; 2 Landschaften: ein Eisfeld im Polarmeer, von Friedrich, und das Naturbild des Südens, von Friedr. v. Rohden; einen Seesturm, von Frz. Gatzel; eine ital. Landschaft, von G. F. Steinkopf; eine Tirolergegend, von J. Ch. Dahl; den Dom zu Freiburg, von Dom. Quaglio; die h. Katharina, von E. Eggers; die h. Elisabeth, vom Prof. Näge; einen Carton von Overbeck; Manches von Schnorr, Ohme, Richter, Hasenflut; Göthe's Büste in carrarischem Marmor, von Rauch u. A. Außerdem hat Hr. v. Q. schöne Gypsabgüsse, z. B. die Venus von Melos, in Paris, und von Elgin's alten Marmorwerken in London. Seine kunstgeschichtlich geordnete Kupferstichsammlung enthält u. A. die Blätter von Alb. Dürer, bis auf 4 Bl. vollständig, und darunter die seltensten in guten Abdrücken; auch wird Israhel von Wecheln (Weckenen) selten so vollständig und schön gefunden als hier. Noch hat Hr. v. Q. viele Zeichnungen, vorzüglich von neuern Künstlern gesammelt. Was aber seinen Sammlungen einen hohen Werth gibt, ist die Öffentlichkeit derselben. Er gestattet nicht nur Künstlern das Copiren seiner Gemälde und Gypsabgüsse, sondern er hielt auch vor einem Kreise von Künstlern und Kunstfreunden Vorträge über Kunst- und Künstlergeschichte, wobei er die wichtigsten Blätter aus s. Sammlung vorlegte. Diese Vorlesungen haben s. „Geschichte der Kupferstecherkunst“ (Lpz, 1827) ihre Entstehung gegeben. Noch bemerken wir, daß Hr. v. Q. die Sammlung altdeutscher Bilder in der leipziger Rathsbibliothek veranlaßt hat, indem er die Bilder in den verschiedenen Kirchen aufsuchte und ihre Wiederherstellung leitete. M. s. sein Programm über diese Bilder in der „Zeitung für die eleg. Welt“, 1817. Überhaupt ist Hr. v. Q. für alles Gemeinnützige gern werththätig und hat dies auch als Vorstand des sächs. Kunstvereins bewiesen.

Jan. 1697, war von s. Vater, einem Hufschmied, ebenfalls für dieses Handwerk bestimmt. Da er aber als Knabe öfters bei den Bauern mit s. Bassgeige aufgespielt und an dieser Lebensart mehr Gefallen gefunden hatte, so begab er sich im 10. J., nach des Vaters Tode, zu s. Oheim, Stadtmusikus in Merseburg, in die Lehre, wo er nachher als Kunstpfeifergehilfe Gelegenheit hatte, in der herzogl. Capelle s. Geschmack zu bilden. 1714 ging er nach Dresden, in die Capellen kleiner Fürsten vorzog. Als Hoboist fergesellen andern Anträgen in die Capellen kleiner Fürsten vorzog. Als Hoboist bei der sogen. polnischen Capelle (1718) ging er mit nach Warschau, wo er nun vorzüglich die Flöte zum Gegenstande s. Fleißes machte. Er nahm Unterricht bei dem damals bekannten Buffardin. 1724 ging er im Gefolge des poln. Gesandten nach Italien; hier traf er (1725) den berühmten Haffe zu Neapel und wurde durch diesen bei dem alten Aless. Scarlatti eingeführt. Nach mehreren Reisen (er besuchte auch Paris und London) erlangte endlich N. in Dresden, wohin er wieder zurückkehren mußte, eine Anstellung in der k. Capelle, bis er 1741 von Friedrich II., welcher ihm schon oft als Kronprinz Anträge gemacht hatte, mit 2000 Thaler Gehalt u. a. vortheilhaften Bedingungen nach Berlin berufen wurde. Er blieb bei diesem Monarchen, dessen Lehrer auf der Flöte er ward und den er oft begleiten mußte, bis an s. Ende (12. Juli 1773) zu Potsdam. N. hat nicht bloß als Meister auf der Flöte, sondern auch als Verbesserer derselben große Verdienste. Schon auf s. Reisen versuchte er zu Paris (1726) der Flöte noch eine Klappe zuzusetzen; 1739 fing er an, mit beträchtlichem Vortheil Flöten selbst zum Verkauf zu fertigen, und 1752 erfand er den Aus- und Einschließkopf, wodurch die Flöte, ohne Verwechslung der Mittelstücke, um einen halben Ton tiefer oder höher gestimmt werden kann. Seine „Anweisung, die Flöte zu spielen“, hat mehre Aufl. erlebt. Als Componist lebte er fast nur für s. Schüler, den großen Friedrich, für welchen er 299 Concerte und 200 Solos gesetzt haben soll, von denen wenige ins Publicum gekommen sind. Seine Compositionen beurkunden den regelmäßigen Charakter der Compositionen s. Zeit. Wie weit übrigens die Sorgfalt des Königs für s. Lehrer ging, sieht man daraus, daß er in s. letzten Krankheit selbst Arztesstelle bei N. vertrat und für die nöthige Pflege sorgte, auch ihm nach s. Tode ein schönes Grabmal setzen ließ.

Quarantaine, Contumaz, bedeutet diejenige Zeit, während welcher ein Schiff, welches aus einem Hafen kommt, der im Verdacht von ansteckenden Krankheiten ist, in dem Orte s. Bestimmung nicht landen, mit Niemandem Verkehr haben, die Waaren nicht ausladen, die Reisenden nicht absetzen darf. Da Anfangs die Zeit im Allgemeinen auf 40 Tage festgesetzt war, so entstand daraus der Name Quarantaine, welcher zwar für Contumaz jetzt gebräuchlicher, insofern aber weniger passend ist, da man jetzt die Dauer derselben bald auf weniger, bald auf mehr Tage bestimmt. Weil durch den Handel aus der Levante die orientalische Pest leicht verbreitet werden konnte, so wurde besonders in den Zeiten, wo der Handel nach den dortigen Gegenden am blühendsten in den Häfen des mittelländ. Meeres war, in diesen Orten am meisten für genaue Quarantaine gesorgt; allein in der Folge erstreckte sich diese Vorsicht auch weiter, je nachdem von andern Nationen Antheil am Handel genommen wurde, und seitdem die occidentalische Pest oder das sogen. gelbe Fieber sich in Westindien, in Nordamerika und selbst in Spanien gezeigt hat, sind auch die Schiffe, welche aus den dortigen Häfen ankommen, der Contumaz unterworfen, sobald der Gesundheitszustand derselben verdächtig wird. Auch im Innern des Landes findet Contumaz statt, sobald sich in irgend einer Stadt oder Provinz eine ansteckende Seuche zeigt, wie z. B. vor einigen Jahren in Spanien der Fall mit dem gelben Fieber war. — Contumazanstalten sind nun theils diejenigen Örter, an welchen Schiffe oder Reisende ihre Quarantaine halten, theils die Gesetze und Einrichtungen, welchen sie sich dabei unterwerfen müssen. Sie wurden zuerst in den Häfen des mittelländ. Meeres errichtet, um die Vortheile des

Handels nach der Levante und Barbarei zu genießen und doch Europa vor der Verbreitung der in jenen Gegenden so oft herrschenden Pest zu sichern, indem Erfahrung gelehrt hatte, daß nur die Berührung des Peststoffes die Krankheit fortpflanzt, letztere folglich verhütet werden kann, wenn alle und jede Berührung angestrichter Personen oder solcher Sachen vermieden wird, an welchen Peststoff haftet. Die marseiller Quarantaineanstalt, eine der besten in Europa, hat folgende Einrichtung. Kein Schiff, das aus einem verdächtigen Hafen, vorzüglich aus der Levante oder Barbarei kommt, darf in einem Hafen des mittelländ. Meeres, namentlich in dem von Marseille, einlaufen, ohne vorher s. Gesundheitspaß oder s. Patent vorgezeigt zu haben. Von diesem hängt die Bestimmung und Dauer der Quarantaine größtentheils ab, und es ist entweder a) *Patente nette*, wenn der Ort, von dem das Schiff ausgelaufen, völlig gesund ist; oder b) *touchée*, wenn zwar dasselbe versichert wird, jedoch Schiffe aus verdächtigen Orten dort angekommen sind; c) *soupgonnée*, wenn in dem Gesundheitsort dort angekommen sind, daß dort eine böartige, epidemische Krankheit herrscht, oder Verbindung mit Gegenden stattfindet, in welchen die Pest ausgebrochen ist; d) *brate*, wenn an dem Orte selbst, von welchem das Schiff kommt, oder doch in dessen Nähe, wirklich die Pest herrscht. Für die Richtigkeit dieser Patente haftet sowol der unterzeichnete Consul des Orts, von dem das Schiff kommt, als auch der Capitain des Schiffs selbst. Nach dem nun diese Patente lauten, dürfen die Schiffe in einem der Häfen der vor Marseille liegenden Insel Pomègue vor Anker geh'n. Nach einer neuen Untersuchung, wobei der Capitain die Wahrheit s. Aussagen beschwören muß, und einer genauen Prüfung der Gesundheitspatente wird die Art und Zeit der Quarantaine bestimmt. Alles dies geht vor ohne nähere Gemeinschaft, indem beide Theile stets in einiger Entfernung von einander bleiben. Hat der Capitain Briefe oder a. Papiere bei sich, so muß er sie abgeben. Diese werden durchräuchert oder durch Essig gezogen. Außer den Patenten richtet sich die Bestimmung der Quarantaine noch nach folgenden Umständen: nach der Beschaffenheit der geladenen Waaren, ob sie nämlich für die Aufnahme des Ansteckungsstoffs empfänglich sind, worunter z. B. alle Arten von Wolle und deren Fabricate, Seide, Hanf und Flachs, Pelze, trockenes Leder, Federn u. dgl. gerechnet werden; oder nicht empfänglich, welches von Gewürzen aller Art, Taback nassen Häuten, Wein, allen Flüssigkeiten u. a. m. angenommen wird; ferner nach den Häfen, aus welchen das Schiff kommt, in welcher Rücksicht man 3 Classen bestimmt, nach deren Steigerung auch die Strenge der Contumaz zunimmt. In die erste gehören die Häfen von Dalmatien bis Aegypten und von Marokko; in die zweite die Küste von Tripolis bis Algier; in die dritte Konstantinopel, das schwarze Meer u. s. w. Endlich wird auf die Vorfälle während der Reise des Schiffs Rücksicht genommen, ob Menschen auf demselben erkrankt sind, ob und wo es unterwegs gelandet, wen es an Bord genommen ic. Je nachdem nun das Schiff mehr oder weniger in den Verdacht der Ungesundheit kommt, wird die Länge der Contumaz bestimmt. Z. B. ein Schiff mit *Patente nette*, mit nicht empfänglichen Waaren, aus einem Hafen der ersten Classe kommend, wird auf 18 Tage Quarantaine gesetzt; mit empfänglichen Waaren auf 20 Tage, und so nach Verhältnis weiter. Schiffe, welche aus einem Hafen der dritten Classe kommen, ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf Patente und Waaren, bekommen 40 Tage Contumaz. Sobald die Quarantaine bestimmt ist, wird dem Schiffe in dem Hafen bei der Insel ein bestimmter Platz angewiesen. Es behält die Wachtboote zur Seite und Wachen am Bord, welche es gleich anfangs bekam, und welche alle Verbindung verhindern; das Schiff wird gelüftet, kein Schiff darf sich ihm nähern, die Mannschaft desselben muß am Bord bleiben, die Bedürfnisse werden ihr mittelst langer Stangen zugesellt, täglich muß ein genauer Bericht von dem Zustande der Mannschaft an den Gesundheitsrath abgeschickt werden. Die Reisenden, welche nicht auf dem Schiffe

bleiben wollen, kommen in das auf der Insel befindliche Lazareth. Dieses hat 2 Hauptabtheilungen: das große Lazareth, und das kleine oder eigentliche Pestlazareth. Die Gesunden kommen in das erstere, die wirklich Kranken in das zweite; das Ganze umschließt eine doppelte, 25 Fuß hohe Mauer, um welche beständig Wache herumgeht. Das große Lazareth hat wieder seine besondere Abtheilungen nach den Patenten des Schiffs. Die Besatzung des Ganzen besteht aus dem Lazarethcapitain, einem Lieutenant, den Garden und Thürhütern. Sobald der Reisende in dem Lazareth ist, bekommt er ein eignes Zimmerchen, welches bei Nacht verschlossen wird, eine Wache, die ihn weder bei Tage noch bei Nacht verläßt, er darf nicht mehr heraus, sowie überhaupt ohne schriftliche Erlaubniß des Capitains Niemand weder aus dem Lazareth noch in dasselbe darf. Nur diejenigen Reisenden, deren Schiff Patente nette hatte, dürfen am Tage in den freien Platz ihrer Abtheilung oder auf eine mit einem Gitter umschlossene Galerie sich begeben. Sobald bei einem der Reisenden oder bei der auf dem Schiffe gebliebenen Mannschaft sich Spuren eines Fiebers zeigen, wird er sogleich in das eigentliche Pestlazareth gebracht. Ein Arzt, der aber durch ein Gitter von ihm getrennt bleibt, untersucht ihn. Wird die Krankheit als Pest erkannt oder nur verdächtig gefunden, so kommt selbst die Wache nicht mehr zu ihm; Arzneien, Speisen und Getränke werden ihm mittelst einer langen Stange zugereicht; er kann beichten und sein Testament machen, allein der Notar und der Geistliche müssen gleichfalls durch das Gitter von ihm getrennt bleiben. Stirbt er, so wird er mit eisernen Haken auf einen kleinen Kollwagen gebracht und zur Gruft gefahren, welche sehr tief ist und mit Kalk verschüttet wird, auch in 30 J. nicht wieder geöffnet werden darf. Alles in der Zelle Vorhandene wird verbrannt, die Wände werden abgekratz und frisch geweißt, Boden und Fenster mit Essig abgewaschen &c. Geneset er, so wird er doch nicht eher für gesund erklärt, bis alle Deulen (wenn er wirklich die Pestkrankheit hatte) völlig vernarbt sind. Nach jeder Krankheit, selbst wenn es nicht die Pest war, fängt die Quarantainezeit für das ganze Schiff von Neuem an, und zwar um 10 Tage verlängert. Nach Verlauf der Quarantaine wird endlich der Reisende nochmals 4 — 5 Minuten lang durchräuchert und dann von dem Capitain freigelassen. Das Schiff und die Waaren bleiben jedoch 10 Tage länger in der Quarantaine. Die Waaren werden gleich anfangs in die nach den Patenten bestimmten Abtheilungen des Lazareths gebracht, dem Durchstreichen der Luft ausgesetzt, oft gewendet &c. Nach vollendeter Quarantainezeit werden sie wieder auf das Schiff zurückgeschafft, nachdem dieses nochmals genau untersucht und durchräuchert worden ist, und dann erst freigesprochen. Erklärte Pestschiffe mit Patente brute werden in den meisten andern Contumazanstalten gar nicht zugelassen. In der marseiller Quarantaineanstalt werden sie zwar zugelassen, allein die Wachtboote, die Garden und alle Maßregeln werden verdoppelt; die Zeit der Quarantaine wird bei den Reisenden auf 80 Tage, bei den Schiffen und Waaren auf 100 gesetzt, das Schiff wird noch mehr und längere Zeit gelüftet, die Waaren werden 20 Tage auf dem Schiffe, ebenso lange auf Böten der Lüftung ausgesetzt und dann erst in das Pestlazareth geschafft. Jeder Verdächtige oder Kranke von der Mannschaft kommt sogleich in das Pestlazareth und wird auf das strengste abgesondert. Nach der Genesung muß er von Neuem 80 Tage Quarantaine halten, wobei er während der ersten 50 — 60 Tage s. Zelle nicht verlassen darf. Sogar s. Wache wird nach dem Tode oder der Genesung des Kranken auf 80tägige Quarantaine gesetzt, und die des ganzen Schiffs um 80 Tage verlängert. Alle Waaren werden ausgepackt und der Lüftung ausgesetzt; die Lastträger, welche damit zu thun haben, müssen gleichfalls eine 80tägige Quarantaine aushalten, ehe sie entlassen werden. Auch darf, sobald ein Pestkranker im Lazareth liegt, kein anderer in der Quarantaine befindlicher Reisender s. Zelle verlassen, ohne Rücksicht auf das Patent seines Schiffes.

Quarré, s. **Quadrat**.

Quart, der vierte Theil, Viertelmaß, z. B. bei Getreide der 4. Theil einer Last (im Niedersächs.) oder 10 Scheffel; oder bei flüssigen Dingen der 4. Theil eines Stübchens od. einer Kanne. — **Quarta**, die 4. Classe einer Schule, daher ein **Quartaner**. — **Quartal**, der 4. Theil eines Jahres oder die Zeit, wo ein Quartal anfangt und schließt, auch der vierteljährige Zins, die vierteljährige Abgabe, Befoldung, Einnahme (Quartalsgeld); bei Handwerkern die vierteljährige Zusammenkunft der Meister oder Gesellen. — **Quartalschrift**, eine Zeitschrift, welche vierteljährlich erscheint. — **Quartformat** nennen Buchbinder und Buchhändler dasjenige Format, welches durch Zusammenlegung eines Bogens in 4 gleiche Theile entsteht; **Quartant** (in quarto), ein Buch von diesem Format. — **Quartanfieber**, das viertägige Fieber.

Quarte heißt 1) in der Musik a) ein Intervall von 4 Notensufen, welches 3 Gattungen unter sich begreift, nämlich die verminderte, reine oder kleine und übermäßige Quarte. Über die Frage, ob die Quarte unter die Consonanzen oder unter die Dissonanzen gehöre, ist viel gestritten worden. So lange die reine Quarte nicht als eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords gebraucht wird, ist sie eine Consonanz, die in Hinsicht auf den Grad ihres Consonirens unmittelbar nach der reinen Quinte folgt, in vielen Fällen aber einer ebenso beschränkten Fortschreitung wie die Dissonanzen unterworfen ist. Ist die Quarte eine Aufhaltung der Terze des folgenden Accords, so wird sie von den meisten Theoristen jetzt als eine Dissonanz betrachtet; b) auf der Violine die A-Saite. 2) In der Fechtkunst die vierte Hauptstoßart, die Lage mit der innern Hand, wobei das Degengefäß aufrechtgehalten wird. 3) Im Kartenspiel, namentlich im Piquet, 4 in einer Reihe und Farbe hinter einander folgende Blätter, und **Quartemajor**, wenn diese Reihe vom höchsten Blatt anfangt.

Quartett, **Quadro**, **Quatuor**, ein Tonstück für 4 meistens concertirende Streichinstrumente, nämlich 2 Violinen, Violen, Violoncell; auch ein Tonstück für 4 Singstimmen, mit oder ohne Instrumentalbegleitung. In Instrumentalquartetten hat Jos. Haydn (s. d.) eine neue Bahn betreten, und schon dieses würde ihn bei den Verehrern der Tonkunst unsterblich machen. Ihm folgten Mozart, Beethoven, die Romberge, Spohr, Ries, Onslow, Kreska. Das Quartett verhält sich zu der vollen Orchestermusik wie die vollendete Zeichnung zur bunten Farbenpracht des Gemäldes. Der einfache Reiz der Harmonie und Melodie in dem Quartett wirkt am reinsten. Es fodert daher wahre Kenner und Freunde der Musik. Es ist um so werthvoller, je mehr alle 4 Stimmen selbständig wirken. Durch Vorkommen einer Partie entsteht das minder werthvolle Soloquartett. Oft rechnet man auch die Quintetts und Sextetts für Streichinstrumente mit zur Quartettmusik. Das Quartett besteht in der Regel aus einem Allegro, einem Adagio oder Andante (oft variirt), einer Menuet nebst Trio, an deren Stelle das Scherzo in neuerer Zeit getreten ist, und einem Rondo oder Presto, welches schließt (daher Finale).

Quartier, ein Maß für trockene oder flüssige Dinge; im letztern Falle in Obersachsen der 4. Theil eines Maßes oder Schoppens, in Niedersachsen der 4. Theil eines Stübchens, der 2 niederländische Maßel ausmacht.

Quartierfreiheit, s. **Gefandten**.

Quarz, ein Mineral, welches in sechsseitigen Pyramiden und Prismen, auch derb, eierförmig, tropfsteinartig, in Geschieben und Körnern vorkommt. Es ist farblos oder mannigfaltig gefärbt, hat muscheligen Bruch, Glasglanz, Durchsichtigkeit in verschiedenen Graden. Die Härte ist bedeutend und steht zwischen der des weichern Feldspaths und der des härtern Topases. Das specifische Gewicht ist = 2,5. Es besteht aus Kieselerde. Die Species des Quarzes besitzt einen außerordentlichen Reichthum an Varietäten, von welchen die meisten als Schmuck-

steine benutzt werden, als: Bergkrystall, die durchsichtigen oder halbdurchsichtigen, farblosen oder rein gelb, graulichweiß und rauchgrau gefärbten Abänderungen, welche sich theils in Krystallen von Linien bis mehre Fuß Durchmesser, theils in Geschieben finden. Die prächtigsten Varietäten kommen aus Madagaskar und aus den Urgebirgen von Wallis und Savoyen, welche riesenhafte Drusen, die sogenannten Krystallkeller, verschließen. Auch aus Sachsen, Frankreich, England, Ungarn u. s. sind schöne Bergkrystalle bekannt. Die ganz wasserhellen heißen bisweilen sie sehr dunkel sind, Morion; die hyazinthrothen Hyazinthene von Compostella; die gelben Citrine; und diejenigen, welche haarförmige Krystalle von andern Mineralien eingeschlossen enthalten, Haarsteine. Der Bergkrystall war ehemals in weit größerem Gebrauche als jetzt, da die Glaswaaren so vollkommen geliefert werden, sodas sich gegenwärtig seine Benutzung meist auf Petschaste, Gemmen u. a. kleine Dijouterien einschränkt. Man schleift ihn in ovale Platten, linsenförmig, oder als Brillant, Rosette und Tafelstein, zu Petschasten aber meist als dreiseitiges Prisma (die sogenannten Walzen). Manche Bergkrystalle enthalten Wassertropfen und Luftblasen eingeschlossen. Der Amethyst ist viothlau, ins bläulich- und röthlich-weiße geneigt, ist selten gleichmäßig gefärbt, meist wolfig und fleckig mit Zickzackstreifung, findet sich krystallförmig auf Gängen im Urgebirge oder in Blasenräumen der Mandelsteine, auch in kleinen Geschieben. Die schönsten kommen von Ceylon, Ostindien, Sibirien, aus Sachsen und der Pfalz. Er ist ein wegen seiner Farbe sehr beliebter Edelstein und wird um so höher geschätzt, je durchsichtiger, reiner und hochfarbiger er ist. Rosenquarz ist eine rosenrothe, Milchquarz eine milchweiße, halb durchsichtige oder stark durchscheinende, derbe Varietät des Quarzes, von muschligem oder unebenem Bruche. Jener findet sich am Hörtz- und Harlachberge in Baiern, in Kolywan, in Sibirien und Arendal in Norwegen, dieser bei Hohenstein in Sachsen und in Spanien. Katzenauge, ein Quarz, dem feine Fasern von Amianth eingemengt sind, wodurch der charakteristische Lichtschein hervorgebracht wird, ist grau, grünlich, röthlich und bräunlich, findet sich selten derb, sondern meist in kleinen Geschieben. Die schönsten Katzenaugen kommen von Malabar und Ceylon, andre vom Harz- und Fichtelgebirge. Sie werden halbkugelförmig geschliffen und als Ringsteine getragen. H.

Quasimodogeniti heißt der aus Ostern nächstfolgende Sonntag. Er hat seinen Namen aus dem 1. Petr. 2, 1. genommenen Eingange, womit man an diesem Sonntage den Gottesdienst anfangt.

Quassia (surinamisches Bitterholz), ein Arzneimittel, welches aus dem Holze des besonders in Surinam und Cayenne häufig wachsenden Quassienbaums gewonnen wird.

Quästoren, diejenigen ordentlichen Magistratspersonen (s. Magistratus) bei den Römern, welche dem öffentlichen Schatz (aerarium), der im Tempel des Saturn aufbewahrt wurde, vorstanden und die Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Gelder besorgten. Sie wurden anfangs von den Königen, dann von den Consuln, und seit dem Jahre 307 von dem Volke in den Comitiiis tributis erwählt. Anfangs gab es 2 Quästoren; im J. 333 wurden außer diesen, welche in der Stadt blieben, noch 2 andre zur Unterstützung der Consuln im Kriege gewählt. Als die Römer ganz Italien unterworfen hatten, kamen noch 4 hinzu; unter Sulla gab es 20 und unter Cäsar 40. Später war ihre Zahl willkürlich, immer aber gab es in Rom selbst nur 2, welche zum Unterschiede Quaestores urbani hießen. Die andern nannte man Quaestores provinciales oder militares: Die Quästur war das unterste Ehrenamt und bahnte den Weg zum Senate; bisweilen bekleideten sie aber auch Consularen.

Quatember (von quatuor tempora, d. i. die 4 Jahreszeiten), das Vier-

telsjahr, Quartal; insbesondere heißen die Tage so, an welchen die Vierteljahre oder Quartale anfangen, und gewisse Abgaben fällig sind (Quatembergeld, auch Quatember selbst). Die Quatember sind in einigen Gegenden: Ostern, Johannis, Michaelis und Weihnachten; in andern, z. B. in Sachsen, Reminiscere (27. Febr.), Trinitatis (28. Mai), Crucis (17. Sept.) und Lucia (17. Dec.); in noch andern z. B. in Nürnberg, Lichtmess, Walpurgis, Laurentii und Allerheiligen. In Sachsen heißt Quatember auch eine Grund- u. Gewerbesteuer, welche jeder Steuerpflichtige nach Maßgabe seiner Schocke (s. d.) entrichtet, und welche anfangs seit 1653 nur 4 Mal des Jahrs entrichtet ward, in der Folge aber immer erhöht wurde und von der Bewilligung der Landstände abhängt. Bei den Katholiken sind die Quatember 4 Fasttage, welche am ersten Freitage jedes Vierteljahres streng beobachtet werden müssen.

Quaterne, s. Lotterie.

Quatrain, in der Verskunst eine 4zeilige Strophe, z. B. die 2 ersten des Sonetts; doch kann das Quatrain auch ein selbständiges Ganzes ausmachen.

Quatre-bras (Treffen bei) und Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815. — Beide Kämpfe stehen als der erste Act des großen Schlachtstücks bei Waterloo (vgl. d.), mit diesem wie unter sich selbst im genauesten Zusammenhange. Napoleons Plan bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 war: die Streitkräfte seiner verbündeten Gegner theilweise zu überwältigen, weil er sich ihrer Gesamtmacht noch nicht gewachsen fühlte. Darum war Zeitgewinn die Hauptaufgabe. Rußlands und Osterreichs Kriegsvölker, noch auf dem Marsche nach dem Rheine, kamen für den Augenblick nicht in Betracht; nur Wellington mit dem britisch-niederländisch-braunschweigischen, 102,000 M., und Blücher mit dem preussischen, 120,000 M. starken Heere, standen beobachtend schon an der franz. Grenze zwischen Brüssel und Lüttich, jedoch wegen der schwierigen Truppenverpflegung in ziemlich ausgedehnten Cantonirungen. Die Kräfte Beider vereint, waren denen weit überlegen, die Napoleon zu seinen Unternehmungen hier zu Gebote standen, und die sich nach franz. Angaben nicht über 115,000 M. beliefen. Er mußte also der Vereinigung Blücher's und Wellington's zuvorzukommen und sie getrennt zu schlagen suchen. Mancher Umstand, den er in gewohnter Weise glücklich zu benutzen hoffte, deutete auf sichern Erfolg. Dahin gehörte u. A., daß bei genauer Ortskunde sich berechnen ließ, wie viel Zeit die einzelnen Heeresabtheilungen des Feindes durchaus haben mußten, um sich zusammenzuziehen, und daß selbst im günstigsten Falle Blücher und Wellington 2 Tage brauchten, um ihre Verbindung zu Stande zu bringen. Blücher, als der raschere, mußte zuerst angegriffen und bis an den Rhein zurückgeworfen werden, dann dünkte die Überwindung des bedächtignern Wellington nicht schwer. Die Berechnung mochten richtig sein, der Strich hindurch kam von höherer Hand. — Napoleon fand am 15. Juni des Morgens den Feind noch in scheinbar tiefer Ruhe. Sein rasches Vordringen in 3 Colonnen über die Sambre gegen Charleroi glich einer Überraschung. Das erste preuß. Armeecorps unter Generallieut. v. Ziethen, welches gewissermaßen die Vorhut Blüchers bildete, zog sich indessen in Folge längst erhaltener Weisung mit ebenso viel Geschicklichkeit als Fassung, wenn auch nicht ohne bedeutenden Verlust, auf Fleurus zurück und erfocht, wie man beabsichtigte, den übrigen Armeecorps Zeit, sich zusammenzuziehen und sich jenseits Fleurus zur Schlacht aufzustellen. Gegen Mittag, in Charleroi, konnte Napoleon seinen Plan umständlicher entwickeln. Von Charleroi führt in nördl. Richtung eine Straße in 14 Stunden bis Brüssel. An derselben liegen die Punkte Gosselins, Frasnes, Quatre-bras (eine Art Meierei, nur aus etlichen Häusern bestehend, wo die Straße von Nivelles nach Namur die von Brüssel in südöstl. Richtung durchschneidet), Zemappes und Waterloo. Auf dieser Straße sollte der Marschall Ney mit dem 1. und 2. Armeecorps und gehöriger Kelterei, 42,000 M. stark, bis Quatre-bras vorgehen, Alles, was sich

auf derselben zeigte, niederwerfen und um jeden Preis die Annäherung und Vereinigung Wellingtons, den man von Brüssel her zu erwarten hatte, zu verhindern suchen. Ney befehligte sonach den linken Flügel des franz. Heeres und bildete den Keil, den Napoleon zwischen das britische und das preuß. Heer zu treiben gedachte, während er sich selbst auf Blücher stürzen wollte. Ney's Auftrag scheint, wie aus den darüber geführten Beschwerden und Rechtfertigungen hervorgeht, schwierig gewesen zu sein, indem er durch eine gewisse Unbestimmtheit diesen Feldherrn in die unangenehme Lage versetzte, nach den eintretenden Umständen zu handeln und beim Mißlingen die Schuld auf sich nehmen zu müssen. Ney führte den erhaltenen Befehl buchstäblich aus, d. h. er rückte den 15. Juni bis Frasnes und seine Vorposten über den Ort hinaus bis gegen Quatre-bras, wo sie aber auf einen vorgeschobenen Posten von dem Corps des Erbprinzen von Oranien stießen, den der Prinz Bernhard von Weimar von Quatre-bras aus vor sich hingestellt hatte. Dieser Posten hielt sich unerschütterlich; die Nacht war eingetreten und erlaubte nicht, näher zu untersuchen, was hinter demselben vorgehe; hiernächst hatte der Marschall Ney den ganzen Tag über rechts in seinem Rücken eine sehr lebhaft Kanonade gehört (es war die zwischen Vandamme, Grouchy und dem 1. preuß. Armeecorps in der Gegend von Fleurus), welche auf keine allzu raschen Fortschritte der Franzosen schließen ließ. Dieser Umstand legte ihm Vorsicht auf; er blieb bei Frasnes stehen. Gewiß war der tapfere Widerstand, den das 1. preuß. Armeecorps an diesem Tage leistete, und den Grouchy und Vandamme nicht rasch genug beseitigen konnten, ein unerwartetes, verdrießliches Ereigniß für Napoleon. Vielleicht hatte er gehofft, mit seinen Hauptmassen schon am 15. noch über Fleurus hinausdringen zu können. Während nun in der Nacht vom 15. zum 16. die britischen Heeresabtheilungen, über Napoleons eigentlichen Angriffspunkt nicht länger mehr ungewiß, aus ihren Cantonirungen aufbrachen und auf der Straße von Brüssel gegen Quatre-bras zogen, um wo möglich die Preußen zu unterstützen, wählte Blücher ein Schlachtfeld nördl. von Fleurus für sein 1., 2. und 3. Armeecorps, die Briten auf seinem rechten Flügel und sein 4. Armeecorps unter Bülow von Lüttich her zuversichtlich erwartend. Seine Stellung war allerdings in einem eng zusammengebrängten Halbzirkel, auf Anhöhen, durch den Lignybach schwach gedeckt, von dem Besitze der Dörfer St.-Amand, Ligny, Songrines und Sombref in der Front abhängig und durch die Straße von Quatre-bras nach Namur im Rücken durchschnitten. Napoleon nahm sie am 16. des Morgens in Augenschein und ordnete, während seine Truppen ruhten, für den Nachmittag seinen Angriffsplan. Der Marschall Ney erhielt von Neuem Befehl, ungestüm gegen Quatre-bras vorzurücken, die einzeln dort anlangenden britischen Corps über den Haufen zu werfen, eine Entsendung in den Rücken der preuß. Stellung zu machen, endlich das erste, 20,000 M. starke Corps des Generallieut. Erlon, also fast die Hälfte seiner Stärke, als Rückhalt so bei Frasnes stehen zu lassen, daß es erforderlichenfalls ihn oder auch Napoleon unterstützen könne. — Man hat franz. Seits den Marschall Ney der Säumniß beschuldigt, aber auch zu rechtfertigen gesucht (Gourgau's „Feldz. v. 1815“, durch Gamot und Marchand widerlegt). Gewiß ist es, daß er seine Kräfte erst gegen 4 Uhr des Nachmittags ernstlich entwickelte und Quatre-bras angriff, wo nun freilich nach und nach der Erbprinz von Oranien mit dem niederländischen, der Herzog von Braunschweig mit seinem Corps, die hanöverschen und britischen Divisionen unter Uten und Picton angekommen und zum Widerstand aufgestellt worden waren. blieb nun auch an diesem Tage die Vereinigung Wellington's und Blücher's un- ausführbar, so mißlang doch Ney's Bemühen ebenfalls durch die Tapferkeit seiner Gegner, obgleich er ihnen anfangs an Reiterei und Geschütz weit überlegen war, was jenen fast gänzlich mangelte, und obgleich seine Truppen mit erstaunlichem Muthe fochten. Auf der niveller Straße mit dem rechten Flügel an Quatre-bras

und an das durch Bernhard von Weimar verteidigte Gehölz, mit dem linken an das Dorf Piermont gelehnt, hielt Wellington den Marschall Ney dergestalt auf, daß dieser sich am Abend, wo immer neue britische Corps gegen ihn anlangten, nach seinem Rückhalt bei Frasnes umsaß und endlich zu einer rückgängigen Bewegung veranlaßt und gezwungen wurde, den Briten das Schlachtfeld zu überlassen. Der Verlust beider Theile war ziemlich gleich und belief sich für jeden gegen 5000 M., unter denen der Herzog von Braunschweig den Heldentod gefunden hatte. (S. Braunschweig, Friedrich Wilhelm v.) — Ganz andre Erfolge mochte Napoleon von Ney's Leistungen erwarten, als er Nachmittags um 3 Uhr in 2 Colonnen die Preußen angriff. Das 3. franz. Corps unter Vandamme wurde gegen den preuß. rechten Flügel und auf St.-Amand geführt; das 4. unter Gerard drang gegen Ligny. Grouchy mit der Reiterei beschäftigte den preuß. linken Flügel unter Thielemann bei Sombref. Vandamme's Angriff blieb anfangs nicht ohne Erfolg, wurde aber gegen 5 Uhr so kräftig aufgehalten, daß Napoleon davon abging, und weil auch Ney's erwartete Entsendung in den Rücken der preuß. Stellung nicht erschien, seine Aufmerksamkeit auf Ligny richtete. Auf die Behauptung dieses günstig gebauten Dorfs war vom Anfang an von den Preußen das meiste Gewicht gelegt worden. Hier wüthete die Schlacht im eigentlichsten Wortverstande. Um den Besitz der einen Hälfte des Dorfs, die der gleichnamige Bach von der andern trennt, hatte Gerard fast seine ganze Division hingeopfert. Er konnte nicht weiter dringen, aber auch die Preußen vermochten mit aller Anstrengung nicht, ihn zu vertreiben. Kämpfend wogten Massen gegen Massen. Wäre in diesem Augenblicke das 4. preuß. Armeecorps erschienen, es hätte das Schicksal des Tages entschieden; es wurde aber durch mancherlei Hindernisse unterwegs aufgehalten. Dagegen gab das wahrgenommene Stocken in Napoleons Andringen gegen den rechten Flügel auf preuß. Seite Anlaß, dort einen scheinbaren Vortheil kräftig zu verfolgen. Alle noch verwendbare Unterstützungstruppen wurden dorthin gewiesen, während Napoleon unerwartet sich auf Ligny wendete. Er erreichte jetzt seine Absicht durch die ausgeruhten Gardes, die rechts und links des Dorfs den Bach überschritten und die erschöpften Preußen abzuschneiden drohten, um so leichter, als diesen aller Rückhalt, ja sogar entgegenwirkendes Geschütz entzogen worden war. Vergeblich versuchte Blücher noch mit etwa 1000 leichten Reitern sich gegen die erlesenen franz. Kürassiere zu stemmen; er gerieth bei dieser Gelegenheit in persönliche Gefahr, aus welcher ihn nur ein halbes Wunder und die Dunkelheit retteten. (S. Blücher.) Es blieb ihm nichts übrig als Ligny zu räumen und sich mit dem 1. und 2. Armeecorps in großen Massen auf Wavre zurückzuziehen, wohin ihm nach Mitternacht sein 3. Armeecorps, welches weniger beschäftigt gewesen war, folgte. Napoleon überschätzte die Niederlage der Preußen und ließ sie unverfolgt ziehen, vielleicht auch weil seine Truppen zu ermüdet waren und der Kräfte bedurften, um gegen Wellington geführt zu werden. Erst am 17. erhielten die Marschälle Grouchy, Vandamme und die Generale Excelmans und Pajol den Auftrag, mit 35,000 M. die Preußen zu verfolgen, verloren sie jedoch anfänglich aus dem Gesicht, ein Umstand, der, sowie Grouchy's Unternehmungen bei Wavre (vgl. d.), von großem Einfluß auf die Begebenheiten bei Waterloo war. Die Preußen waren in der Schlacht von Ligny an Mannschaft überlegen; sie verloren gegen 20,000 M. und 15 Stück Geschütz, zum Theil in Folge ihrer engen Stellung. Napoleon hatte nur gegen 60,000 M. ins Gefecht gebracht, denn sein 6. Armeecorps erreichte erst bei Einbruch der Nacht Fleurus, und das 1. Armeecorps marschirte unthätig von Frasnes her und zurück, ob auf früher erhaltenen Befehl, ob aus Mißverständnis oder aus eigenem Antrieb des Führers, um an der Schlacht bei St.-Amand Theil zu nehmen, ist nicht klar geworden. Ney vermifste dieses Corps zuletzt am schmerzlichsten. Französische Angaben schätzten den Verlust bei Ligny gegen 6—7000

M. — Nachdem Wellington den Ausgang der Schlacht bei Ligny erfuhr, zog er sich am Vormittag des 17. von Quatre-bras zurück, Napoleon ihm nach. 5.

Quatremère-de-Quincy (Antoine Chrysostome), Mitglied der pariser Academie der Inschriften und Red. des „Journal des savans“ für die Abtheilung der schönen Künste, vormals Rath beim Gerichtshofe des Châtelet in Paris, war Abgeordneter von Paris bei der gesetzgebenden Versammlung, dachte gemäßigt und verfocht die monarchische Verfassung. Er überlebte die Ächtungen und ward aus Abscheu vor den Terroristen einer der Anführer des Aufstandes vom 13. Vendémiaire (1795), welchen Bonaparte beim Antritte seiner Laufbahn bekämpfte. Den 18. Oct. 1795 ward er als Miturheber jenes Aufstandes durch ein Militärgericht zum Tode verurtheilt, entfloß aber, und nachdem 1796, unter veränderten Umständen, eine Jury erklärt hatte, daß 1795 gar kein Aufstand gewesen sei, erschien er wieder öffentlich und ward 1797 Abgeordneter des Seinedepart. bei der gesetzgebenden Versammlung und beim Rathe der 500. Aber s. Grundsätze trieben ihn zu der Partei Cligny; so ward er in die Ächtung des 18. Fructidor begriffen, entging aber doch der Deportation nach Cayenne und wurde nach dem 18. Brumaire zurückberufen. Er ward nun Mitglied und Secrétaire des allgemeinen Rathes des Seinedepart. und wurde wegen seines von der Akad. der Inschriften 1783 gekrönten „Mémoire sur l'état de l'architecture chez les Egyptiens etc.“ u. a. Schriften in das Institut aufgenommen. Nach Denon's Abdankung ward er von Ludwig XVIII. einstweilen zum Generaldirector des Museums des Louvre ernannt, bis späterhin der Graf Forbin diese Stelle erhielt. Er schrieb 1814 das Werk: „Le Jupiter olympien“ (Sol.); 1823 „Essais sur la nature, le but et les moyens de l'imitation dans les beaux arts“, 1824 „Hist. de la vie et des ouvrages de Rafael“, 1829 „Monumens et ouvrages d'art antique restitués d'après les descriptions des écrivains grecs et latins“ (2 Bde., 4. m. Kpf.), und „Hist. de la vie et des ouvrages des plus célèbres architectes de 1050 à 1800“ (2 Bde., m. 47 Kpfrn.). — Sein Bruder Quatremère-Disjonyal (Denis Bernard), geb. zu Paris den 4. Aug. 1754, berühmt durch s. Preisschrift „Examen chimique de l'indigo“ (1777) und durch s. „Découverte des sels triples“ (1784), wurde Mitglied der Akademie, diente unter den holländ. Patrioten, wurde gefangen, beobachtete die Spinnen, woraus s. „Aranéologie“ (1797) entstand, und zeichnete sich auch durch mehre sinnreiche Modelle zu mechanischen Vorrichtungen aus.

Quatuordecimärer, s. Sekten.

Quebeck, britisches Gouvernement, welches Ost- oder Niedercanada (800 □M., 623,000 Einw.) umfaßt, das 1763 von Frankreich an England abgetreten wurde. Die Volksmenge wächst durch Einwanderer aus Europa. Im Jahre 1829 landeten in Q. an 18,000 Ausgewanderte, darunter 10,000 Irländer, 3500 Engländer und 2500 Schotten. Die 1608 gegründete Hauptst. gl. N., die wichtigste aller britischen Städte in Nordamerika, liegt reizend an dem linken Ufer des hier eine Stunde breiten St.-Lorenzstromes, der den St.-Charleesfluß aufnimmt, und an dem 350 F. hohen Diamantenvorgebirge. Dem südlichen, noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer geben die vielen Baien und Vorgebirge ein romanantisches Ansehen, und auf dem nördlichen stehen die Häuser, so weit das Auge reicht, so dicht, daß die ganze Strecke nur ein Dorf zu sein scheint. Q. ist stark befestigt, wird auch durch eine Citabelle beschützt und hat 5 Kirchen, 4 Klöster, eine kath. Universität, einen kath. u. einen anglikan. Bischof, ein Zeughaus, 2100 H. u. 18,000 Einw., worunter 3 Abkömmlinge der Franzosen sind. In der Unterstadt wohnen die meisten Kaufleute; auf einer steilen Anhöhe liegt die Oberstadt, dahin man auf Stufen kommt, welche in den Felsen gehauen sind. Diese hat prächtige Häuser von Steinen und ein ins Bierck gebautes Schloß, worin der Gouverneur wohnt, der zugleich Oberstatthalter des britischen Nordamerika ist. Q. ist der Sitz des Parla-

ments und des Appellationsgerichts. Als der Stapelplatz für alle canadische Waaren, treibt sie wichtige Handlung und Schiffahrt, und in ihrem sichern Hafen können 100 Schiffe sicher liegen. Eine Menge Land-, Garten- und Lusthäuser bilden die nächste Umgebung. Auch sind in der Gegend 2 herrliche Wasserfälle, der des Montmorencyflusses, der in der Breite von 50 F. 220 F. hoch herabstürzt und in einen weißen Dunst zerfließt, und der des la Chaudière, der in einer Breite von 230 F. 100 F. hoch herabstürzt. Unweit Q. ist die berühmte Adams-Ebene, wo der brit. General Wolf am 13. Sept. 1759 siegend starb.

Q u e c s i l b e r oder **M e r c u r**. Dieses Metall findet sich in der Natur theils geschwefelt, theils mit Thon verbunden, jedoch sind nur das gediegene Quecksilber und der Zinnober oder das geschwefelte Quecksilber als eigentliche Quecksilbererze zu betrachten. Das gediegene Quecksilber ist zinnweiß, metallisch glänzend, undurchsichtig, flüchtig, kommt in Tropfen vor, hat 12—15faches spec. Gewicht. Der Zinnober ist cochenillroth, ins Bleigraue fallend, das Pulver schwarz-lachroth, hat Diamantglanz und ist durchscheinend. Es kommt in Rhomboëdern mit abgestumpften Endspitzen vor, ist weich, und sein spec. Gewicht ist = 6 bis 8. Es besteht aus $\frac{1}{2}$ Quecksilber und $\frac{1}{2}$ Schwefel. Man findet den Zinnober und mit ihm zuweilen das gediegene Quecksilber in Ungarn, Zweibrücken, Almaden in Spanien, zu Idria in Krain, Mexico und Peru. — Das Quecksilber ist das einzige Metall, welches sich gewöhnlich im flüssigen Zustande befindet, indem es erst bei -40° R. erstarrt und ein geschmeidiges, hämmerbares Metall darstellt. Wird es an der Luft lange geschüttelt, so verwandelt es sich in einen grauen oder schwarzen Staub, welcher in der Hitze schön roth wird. Man kennt ein schwarzes Quecksilberoxydul und ein rothes Oxyd, die sich beide in der Glühhitze reduciren. Mit dem Schwefel verbindet sich das Quecksilber sehr leicht; die Verbindung erscheint zunächst als eine schwarze Masse (mineralischer Moth), verwandelt sich jedoch durch Sublimation in verschlossenen Gefäßen in eine hochrothe strahlige Substanz, den Zinnober. Mit den Metallen, zumal den leichtflüchtigern, verbindet sich das Quecksilber sehr leicht zu den sogen. Amalgamen. — Es sind zweierlei verschiedene Arten der Zugutemachung der Quecksilbererze gebräuchlich. Die erstere Gewinnungsart ist zu Idria in Krain und zu Almaden in Spanien gebräuchlich, woselbst die Erze in hohen, oben geschlossenen (Schacht-) Öfen, auf einem durchlöchernten Gewölbe, durch ein unter demselben brennendes Feuer behandelt werden. Unter der Kappe des Ofens befindet sich die Abzugsöffnung oder die Mündung des gemauerten Ableitungscannals, durch welchen die Quecksilberdämpfe in die Verdichtungskammer gelangen, deren gewöhnlich mehre mit einander verbunden sind. Zu Almaden bediente man sich ehemals statt der Ableitungscannäle der sogen. Mädeln, bauchiger, aus Thon gefertigter Gefäße mit 2 Öffnungen, welche reihenweise mit einander verbunden wurden, sodas die erste Mädel mit dem Ofen, die letzte mit der Verdichtungskammer communicirte. Weit vollkommener ist die andre in Zweibrücken und Böhmen gebräuchliche Gewinnungsart. Die Erze werden in großen eisernen Retorten oder Cy lindern, deren oft 40 in einem Galeerenofen liegen, gegläht, und das sublimirte Metall in thönernen Vorlagen aufgefangen. — Die Benutzung des Quecksilbers ist sehr ausgedehnt. Es dient in der Heilkunde, zur Amalgamation, zur Anfertigung von Baro- und Thermometern, zur Vergoldung, zur Spiegelfolie ic.

Q u e c s i l b e r m i t t e l sind die verschiedenen Bereitungen aus dem Quecksilber, welche in der Medicin als Heilmittel, äußerlich oder innerlich, angewendet werden. Die Wirksamkeit des Quecksilbers auf den Körper beruht auf der Verbindung dieses Metalls mit dem Oxygen oder mit Säuren. Je inniger diese Verbindung, je reichlicher das Quecksilber mit Oxygen oder Säure gesättigt ist, desto schneller, eindringender und zerstörender ist die Wirkung desselben. Wir zählen unter den mannigfaltigen Zubereitungen dieser Mittel hier nur diejenigen auf, welche noch

jezt merkwürdig oder in der Heilkunst wichtig sind. Die mildern Mittel sind diejenigen, welche, bloß durch den Zutritt des Sauerstoffs des metallischen Lebens beraubt, als Metallkalke erscheinen und für sich allein, oder mit andern Körpern verbunden, angewendet werden. Die Verkalkung (Tödtung) des Quecksilbers geht schon durch bloßes Reiben oder Schütteln desselben vor sich, da das Oxygen aus der atmosphärischen Luft hinzutritt. So entsteht der unvollkommene Quecksilbermoth (aethiops mercurii per se), der als ein grauer Staub sich darstellt; mit Krebssteinen so lange gerieben, bis ein gleichförmiges schwarzes Pulver entsteht, gibt er den beinahe zuerst von den alten Ärzten (s. unten) gebrauchten mercurius kalisatus; mit Zucker gerieben, den Zuckermoth, mercurius s. aethiops sacharatus; metallisches Quecksilber mit arabischem Gummi, etwas Zucker und Wasser abgerieben, ist das Mittel, welches Plenck erfand und sich dessen häufig bediente (mercurius gummosus Plenckii). Quecksilber mit Terpenthin gerieben bis zur Verkalkung des ersten, gibt nun, unter verschiedenen Beimischungen von Fett oder von a. Pflastern, die Quecksilberpflaster (unguentum mercuriale — neapolitanum). Wird das Quecksilber mit Schwefel gerieben, so entsteht ebenfalls ein unvollkommener schwarzer Kalk, der mineralische Moth (aethiops mineralis), welcher häufig gebraucht wird. Alle diese unvollkommenen Kalke sind nicht in Wasser, in allen Säuren aber sehr leicht auflöslich. Auch der Speichel und Magensaft, und wie die Erfolge beweisen, auch die lymphatischen Flüssigkeiten des thierischen und menschlichen Körpers müssen eine auflösende Gewalt über sie ausüben. Sie wirken zwar gelinder als die Quecksilbersalze, doch immer etwas unsicher, weil der Grad der Verkalkung zu schwankend und von der Bereitungsart abhängig ist; daher die meisten Arzneien dieser Classe veraltet sind. Einige davon bleiben indessen, eben wegen ihrer mildern Wirkung, immer schätzbar, nur müssen sie genau bearbeitet werden. Unter den mit Säure verbundenen Quecksilbermitteln und den daraus wieder hergenommenen Bereitungen sind die mit Salpetersäure und die mit Salzsäure verbundenen Mercurialsalze die gebräuchlichsten. Die Auflösung des Quecksilbers in verdünnter Salpetersäure, wobei alle Wärme vermieden werden muß, gibt eine wasserhelle, sehr scharfe und ätzende Flüssigkeit (solutio mercurii nitrata, oder mercurius nitrosus Selle), ein schon altes Mittel, welches die ältern Ärzte jedoch nach verschiedenen Zubereitungen gebrauchten. Wird die Flüssigkeit gelind abgedampft, so schießen Salzkryalle an, welche Quecksilbersalpeter heißen (mercurius nitrosus). Dieses Mittel wurde seiner heftigen Wirkung wegen nur wenig und sehr furchtsam innerlich, meistens nur in Auflösungen äußerlich gebraucht. Die Erfahrung hat indessen gelehrt, daß es unter die wirksamsten Quecksilbermittel gehört und bei gehöriger Vorsicht auch innerlich angewendet werden kann. Wird von dem Quecksilbersalpeter durch die Gewalt des Feuers die Salpetersäure wieder abgetrieben, so bleibt ein glänzend rothes Pulver zurück, welches aus vollkommenem Quecksilberkalk und noch einigem Antheil von Salpetersäure besteht und (mit Unrecht) rother Quecksilberniederschlag, rother Präcipitat (mercurius praecipitatus ruber) genannt wird. Es ist ein äzendes heftiges Mittel, welches äußerlich zum Wegbeizen von Geschwülsten, Auswüchsen, zur Reinigung venerischer Geschwüre gebraucht wird, dessen innerliche Anwendung aber man erst neuerlich mit großer Behutsamkeit in hartnäckigen venerischen Übeln gewagt hat. Wird hingegen die Salpetersäure aus der Verbindung mit dem Quecksilber durch das flüchtige Laugensalz weggenommen, so entsteht ein Niederschlag, der erst schwarz, dann grau, zuletzt weiß ausfällt: Black's aschgrauer Quecksilberkalk (mercurius cinereus Blackii). Setzt man das flüchtige Laugensalz nur so lange zu, als der Niederschlag schwarz erscheint, und sammelt diesen besonders, so ist dies der schwarze Quecksilberkalk (mercurius solubilis Hahnemanni). Hahnemann gab dessen Zubereitung zuerst in einer sehr umständlichen und kostspieligen Methode an, die aber nachher von Götting vereinfacht worden ist. Beide Mittel sind nichts Andres als unvoll-

Kommene Quecksilberkalke, nur daß der zuletzt niederfallende weiße Niederschlag noch einen geringen Antheil von Salpetersäure behält. Der Vorzug des ganz schwarzen Quecksilberkalks besteht in der größern Sicherheit und Milde seiner Wirkung. Er ist aber nicht im Wasser, sondern nur in Essigsäure auflöslich. Die Auflösung des Quecksilbers in Salzsäure geht nur im verkalkten Zustande vor sich; in diesem Zustande hat aber das Quecksilber nähere Verwandtschaft zu der Salzsäure als zu a Säuren, daher es sich, wenn es in Vermischung zur Salzsäure kommt, aus allen a Verbindungen trennt und mit dieser vereinigt. Die Verbindung des Quecksilbers mit der Salzsäure gibt das salzsaure Quecksilber (*mercurius salitus corrosivus*), welches gemeinlich auch ätzender Quecksilbersublimat (*mercurius sublimatus corrosivus*) genannt wird. Er ist das schärfste, äzendste, am schnellsten zerstörende unter den Quecksilbermitteln, und daher eins der allerstärksten Gifte. Er ist ein vollkommenes metallisches Mittelsalz, in 16 — 20 Theilen kalten und schon in 3 Theilen siedenden Wassers auflöslich. Er wird äußerlich in Auflösungen auf mancherlei Weise, für sich allein und in Verbindung, angewendet. In der Mischung einer Auflösung desselben in Wasser und mit Zusatz von Kalkwasser, dem sogen. phagadänischen Wasser, wird die Säure von dem Kalle weggenommen, das Quecksilber fällt als ein gelber Quecksilberkalk zu Boden. Wird das Quecksilber aus seiner Auflösung in Salzsäure durch flüchtiges Laugensalz abgesehen, so fällt es als ein weißer Quecksilberkalk zu Boden, dem noch Salzsäure und etwas flüchtiges Laugensalz anhängt, und welcher *mercurius praecipitatus albus*, weißer Quecksilberniederschlag, weißer Präcipitat genannt wird. Er ist zwar weniger äzend, als der Sublimat, aber in s. Wirkung nicht gleichförmig, daher der innerliche Gebrauch nicht sicher. Er wird deshalb bloß äußerlich in Salben angewendet. Wird die im Sublimat enthaltene Säure mit hinzugesetztem Quecksilber gesättigt, so entsteht ein ganz neues Erzeugniß, dem die Alten den Namen: *mercurius dulcis*, versüßtes Quecksilber, die Neuern: mildes salzsaures Quecksilber, gegeben haben. Es wird durch innige Vermischung von 3 Theilen metallischen Quecksilbers mit 4 Theilen äzenden Quecksilbersublimats durch lang anhaltendes Reiben und nachherige Destillation und Sublimation verfertigt. Es ist im Wasser sehr schwer auflöslich, indem ein Theil davon 1200 Th. Wasser zur Auflösung erfordert. In s. Wirkung ist es viel milder als der Sublimat, zum innerlichen Gebrauche sehr wirksam, und dabei eins der sichersten Quecksilbermittel. Die ältern Chemiker glaubten, es durch mehrmalige Destillation und Sublimation noch milder zu machen. Wurde es 6 Mal, jedesmal mit dem Zusatze von etwas metallischem Quecksilber, sublimirt, so bekam es den Namen *Calomel*, *calomelas*, sehr uneigentlich, weil diese Benennung zuerst dem *aethiops mineralis* wegen seiner schwarzen Farbe beigelegt wurde, das versüßte Quecksilber hingegen weiß ausfieht. Man ließ es auch wol 12 bis 16 Mal ohne Zusatz von Quecksilber sublimiren und nannte es alsdann Quecksilberpanacea (*panacea mercurialis*). Durch diese öftere Sublimation wird es aber nicht milder, sondern wieder schärfer und ätzender. Die Verbindung des Quecksilberkalkes mit Phosphorsäure gibt das phosphorsaure Quecksilber, das im Wasser unauflöslich und ein mildes Quecksilbersalz ist, das, wie die andern milden Quecksilbermittel, zum innern Gebrauche angewendet werden kann. Es wird indessen durch jene Mittel überflüssig, ebenso wie das essigsäure und weinsteinsäure Quecksilber, welche beide sonst die Grundlage verschiedener Geheimmittel gegen die venerische Krankheit ausmachten, jetzt aber ziemlich in Vergessenheit gekommen sind. Die Wirkungen der Mercurialmittel auf den menschlichen Körper sind zwar im Grade verschieden, je nachdem sie mit Sauerstoff oder mit Säure verbunden, als Kalle, als milde oder als scharfe Salze erscheinen; doch kommen sie in der Art ihrer Wirkung alle überein. Wenn sie nämlich in nähere Berührung und Zusammenwirkung mit dem Körper gebracht werden, so zeigen sie eine Neigung, den Zusammenhang der organischen Faser, die

Cohäsion, aufzuheben, die plastische bildende Kraft zu vernichten. Die bildende Kraft im Organismus ist eine Auserung der organischen Naturkraft oder der Lebenskraft in der untersten Sphäre der Wiedererzeugung. Indem nämlich die thierische Gallerte des Blutes durch Verbindung mit Oxygen zur höhern Lebensqualität gehoben worden ist, geht diese in dem Haargefäßsystem in Gerinnung, die erste organische Gestaltung, den Zellstoff, über, welcher sich in den verschiedenen Organen zur Ausbildung oder zum Ersatz der abgeforderten Theile ansetzt. Die Stärke, mit welcher diese erste organische Zellform zusammenhält, ist die Cohäsion. Die innere Natureigenschaft dieses unter den Metallen mit der geringsten Cohärenz versehenen Metalls geht schon im Metallreiche selbst auf Vernichtung der Cohäsion derselben und Auflösung. Soll es aber diese Eigenschaft auch auf den lebenden Organismus äußern können, so muß es selbst durch Verbindung mit dem Oxygen auf eine höhere Stufe des mineralischen Lebens gesetzt werden, wodurch seine innere Kraft erst aufgeschloffen und regsam, und nun erst fähig wird, auf den lebenden Organismus zu wirken, gleichsam begeistert in der kleinsten Masse seine innere Kraft zu offenbaren, und Auflösung der Cohäsion, Vernichtung der Bildungskraft des Organismus zu bewirken. Das Verdauungssystem, besonders das ihm zugehörige Speicheldrüsenystem, hat die Neigung, die äußern Stoffe durch Auflösung und Vernichtung ihrer Cohäsion und innern Eigenschaft, und durch Zersetzung in ihre einfachen Bestandtheile zur neuen organischen Lebensform fähig zu machen. Diese Organe haben daher unter allen die nächste Verwandtschaft zum Quecksilbermittel. Da nun diejenigen Stoffe, welche von der Assimilation nicht bezwungen werden, sondern durch Verbindung mit Oxygen schon auf einer höhern Stufe des Lebens stehen, ihre innere Kraft in höherm Grade auch im Organismus behaupten, und die ihnen verwandten Functionen dadurch verstärken: so folgt hieraus, daß auch die Quecksilbermittel auf das Speicheldrüsenystem vorzüglich erregend wirken, und eine ungewöhnliche, übermäßige Thätigkeit, die Neigung, Alles in lymphatische und speichelartige Flüssigkeit zu verwandeln, erregen müssen. Diesem gemäß beobachten wir auch die Wirkung der Mercurialmittel an und in dem lebenden Körper. Wird ein solches Mittel, zumal eins von den heftiger wirkenden, in concentrirter Form an eine Stelle des Körpers gebracht, so wirkt es ägend und zerstörend auf dieselbe; daher es in den Magen gebracht, als wahres ägendes Gift tödtet. In kleiner Gabe und anhaltend gebraucht, erregt es zunächst eine Verminderung der organischen Cohäsion, und Beschränkung der Bildungskraft des Organismus. Bei weiterer Fortsetzung des Gebrauchs wird das Zahnfleisch, die Zunge, die innere Bekleidung der Wangen, lockerer, aufgeschwollen, es entsteht Hitze im Munde, metallischer Geschmack, übelriechende Ausdünstung aus demselben, vermehrte Absonderung des Speichels, die immer mehr überhandnimmt, endlich so übermäßig wird, daß diese Flüssigkeit ununterbrochen aus dem Munde läuft. Dabei entstehen Absonderungen der innern Haut, oberflächliche Geschwüre, die schnell um sich greifen, Lossagung der Zähne, Aufgedunsenheit des ganzen Gesichts. Würde noch immer das Einbringen der Quecksilbermittel fortgesetzt, so würde endlich Alles in speichelartige Flüssigkeit aufgelöst, die Cohäsion und organische Wiedererzeugung würde gänzlich vernichtet werden, und der Tod erfolgen. Diese mächtige Wirkung der Quecksilbermittel macht sie nun in denselben Krankheiten zu einem Heilmittel, in welchen die Cohäsion zu stark, die Bildungskraft in der Sphäre der Wiedererzeugung entweder allgemein oder örtlich auf eine ungewöhnliche Art erhöht oder ausgeartet ist. Das Quecksilber ist das einzige recht eigne Mittel gegen die venerische Seuche und deren Ausbrüche verschiedener Art. Die Ärzte der ältesten Zeit kannten seinen Gebrauch als Heilmittel nicht. Erst die arabischen Ärzte wandten es in Salben an. Von diesen kam es im 11. Jahrh. zu den Europäern, welche durch Einreibungen der Quecksilbersalben einen Speichelfluß und dadurch Heilung her-

vorbringen wollten. Auch in Räucherungen wurde es schon damals angewendet. Den innerlichen Gebrauch der Quecksilbermittel wagte man erst im 16. Jahrh. Matthiolus bediente sich eines von Vigo 1510 erfundenen Präcipitars; Hurham gebrauchte Burton's mercurius alkalizatus; Basilius Valentinus empfahl zuerst den innerlichen Gebrauch des Sublimats, auch Boerhaave machte eine, wiewol noch sehr fürchtsame Anwendung davon. Erst nach van Swieten's Anleitung wagten es die Ärzte, häufigere Versuche damit zu machen. Gegen andre als venerische Krankheiten wurde das Quecksilber noch später angewendet, nachdem man erst mehr Erfahrung über dessen Heilkraft gesammelt hatte. Man versuchte es in mancherlei Hautkrankheiten, den Flechten, der Krätze, in Krankheiten des lymphatischen Systems, den Skropheln, bei verhärteten Drüsen; und andern Geschwülsten, in der Wasserscheu, sogar in kramphhaften Krankheiten. Der engl. Arzt Hamilton machte auf seinen großen Nutzen in verschiedenen Entzündungskrankheiten aufmerksam; deutsche Ärzte bestimmten diese Anwendung noch genauer.

Q u e d l i n b u r g, ein ehemaliges, von dem deutschen Könige Heinrich I. zwischen 932 und 936 errichtetes fürstl. Damenstift, zwischen Halberstadt und Anhalt gelegen, dessen seit 1539 lutherische Äbtissin ein Reichsstand war und auf der rhein. Prälatenbank Sitz und Stimme hatte, enthielt auf 2 □ M. 15,000 E. Die Stifftshauptmannschaft und Erbvogtei darüber hatte Sachsen nebst dem Ansprach auf die Ämter Lauenburg, Sevekenberg und Gersdorf 1697 an Brandenburg für 300,000 Thlr. verkauft. Der König von Preußen hielt daher Garnison in der Stadt, erhob Accise, Service, ließ sich den Hudigungseid leisten u. und hielt zur Besorgung dieser Gegenstände einen Stifftshauptmann, welcher unmittelbar von den höchsten Landescollegien zu Berlin abhing. Die Äbtissin aber hatte ihre Regierungskammer, ihr Consistorium u. Die letzte Fürstin-Äbtissin war seit 1787 Sophie Albertine, eine Schwester des verst. Königs Karl XIII. von Schweden. 1802 kam Quedlinburg als Entschädigung an Preußen. — Quedlinburg (Kloppstock's Geburtsort), gegenwärtig eine Kreisst. im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Prov. Sachsen, liegt am Vorharz an der Bode, welche sich vor der Stadt in 2 Arme theilt, wovon der größere, die wilde Bode genannt, die Stadt auf der südl. und östl. Seite umfließt, die kleinere, oder der Mühlgraben, die Altstadt von der Neustadt scheidet. Sie hat außer der Alt- und Neustadt noch 3 Vorstädte, 8 Kirchen, 6 Hospitäler, ein Gymnasium, 1680 H. und 12,000 E., welche theils Fabriken in Wollenzeugen und Leinwand, wichtige Branntweimbrennereien mit Schweinmastung und Bierbrauereien, theils Handel mit Vieh, Korn und Gartenfrüchten unterhalten. In der Vorstadt Westendorf, auf einem hohen Felsen, liegen die Gebäude der vormaligen Frauenabtei, mit der schönen von Heinrich I. erbauten Stifftskirche, einer Bibliothek und den Grabmälern des deutschen Königs Heinrich I. und seiner Gemahlin Mathilde. In diese Propstei wurde 1825 die von Hoyer zu Aschersleben gestiftete Rettungsanstalt für arme Waisen und Verbrecherkinder verlegt. Außerhalb der Stadt ist der Brühl, ein Wäldchen, wo bei der Säcularfeier 1824 Kloppstock's Büste aufzustellen beschlossen wurde. Eine halbe Stunde von der Stadt ist ein eisenhaltiger Gesundbrunnen. S. D. J. H. Fritsch, „Geschichte des vormal. Reichsstifts und der Stadt Quedlinburg“ (2 Th., Quedlinb. u. Lpz. 1829).

Q u e l l e n, die Ausflüsse des unter der Erdoberfläche befindlichen Wassers. Sie bilden bei ihrem Fortgange über die Erdoberfläche Bäche, durch Bereiniung von mehren derselben Flüsse, und endlich Ströme, die dem Meere Erfaß zuführen für die täglich durch Ausdünstung verloren gehende Wassermasse. Da das Wasser, den Gesetzen der Schwere folgend, allemal von Anhöhen nach Niederungen fließt, so können auch Quellen nur an solchen Orten entstehen, die höher liegen als die Gegend, über die sie hinfließen. Alle Quellen entspringen daher mehr oder weniger an Bergen oder Anhöhen. Sie bekommen ihre Nahrung durch das Regen- und

Schneewasser, sodas ein beständiger Kreislauf des Wassers auf der Erde stattfindet. Die Quellen selbst sind von verschiedener Beschaffenheit. Der Grad der Reineigheit ihres Wassers hängt von den Erdschichten ab, durch welche sie fließen. Die reinsten und klarsten Quellen entspringen meist in den beträchtlichsten Höhen, und das eigenthümliche Gewicht ihres Wassers kommt dem vom Regenwasser am nächsten. Das gewöhnliche Quell- und Brunnenwasser ist mit mehr oder weniger mineralischen Materien, insonderheit mit Gyps, Kalkerde oder salzigen Theilen ange schwängert. In Rücksicht der Wassermenge, welche die Quellen liefern, theilt man sie in gleichformige und periodische. Die erstern geben mehrentheils zu allen Zeiten immer gleich viel Wasser; die letztern wechseln ab, indem sie bald schwächer, bald stärker fließen; manche versiegen zu gewissen Zeiten ganz. Auch findet man hier und da Quellen, welche stundenweise ab- und zunehmen. Die Quelle von Fonsanche bei Nismes fließt täglich etwas über 7 St. und setzt an 5 St. aus. Die von Colmars in der Provence setzt allemal in der 7. Minute aus. Ihr Wasserstrahl hat die Dicke eines Arms und ward 1755 bei dem großen Erdbeben, welches Lissabon zerstörte, in eine beständig fließende Quelle verwandelt. Erst 1763 fing sie wieder an auszusehen. In der Schweiz findet man mehre aussehende Quellen. Man leitet diese Erscheinung mit der größten Wahrscheinlichkeit von kleinen Berghöhlen oder Wasserbehältern her, die sich von oben anfüllen und seitwärts durch heberformige Röhren oder Canäle wieder leeren. Diese Heber leeren die Behälter nur bis an die wagrechte Fläche ihres Verbindungspunktes aus, hören dann auf zu fließen und fangen erst wieder an, wenn der Schenkel am Behälter bis auf seinen höchsten Punkt gefüllt ist. Bei stärkerm Zustusse, z. B. nach heftigem Regen, muß natürlich die Zwischenzeit verkürzt werden. Gibt es in dem Behälter einen heberformigen Canal, der das Wasser von der Quelle ab nach einem andern Orte führt, so kann eine solche bei trockenem Wetter fließen und beim Regen still stehen. Auf Island finden sich einige Quellen, die ihr Wasser nur stoßweise von sich geben, wobei wahrscheinlich unterirdische Dämpfe wirken. In Frankreich will man in manchen Küstengegenden Quellen bemerkt haben, bei denen sich der Einfluß der Ebbe und Flut äußert.

Q u e r p f e i f e (pissaro, auch flauto piccolo), eine kleine Flöte oder Pfeife, welche gewöhnlich mit der Trommel begleitet wird. Sie wird wie die Flöte intonirt, unterscheidet sich von dieser aber dadurch, daß sie durchgängig gleich weit gebohrt ist, keine Klappen hat, viel kleiner ist und um eine Octave höher steht, daher Octavflöte, auch eine ungleich schärfern und schreiend durchdringenden Ton hat. Ihr Umfang geht vom zweigestrichenen bis zum viergestrichenen d. Jetzt wird sie häufig im vollen Orchester und zwar nicht bloß bei militairischer Musik gebraucht.

Q u e r s t a n d, unharmonischer, nennt man die fehlerhafte Fortschreitung von 2 Stimmen, in welcher ein Ton der einen Stimme unmittelbar darauf in der andern durch ein chromatisches Zeichen verändert vorkommt, z. B. $\begin{matrix} h & d \\ g & b \end{matrix}$.

Q u e s n a y (Francois), Leibarzt Ludwigs XV., Akademiker, war 1694 geb., widmete sich der Chirurgie und Medicin, und übte dieselben in Paris mit großem Erfolge aus, bis er als Leibarzt in die Dienste des Königs trat, der ihn sehr hoch schätzte und ihn nur „seinen Denker“ nannte. Er ist berühmt als Urheber oder wenigstens als eifriger Beförderer des physiokratischen Systems (vgl. d.), welches, fast gleichzeitig mit der Encyclopädie, also um die Mitte des vor. Jahrh., die öffentliche Meinung in Frankreich auf nothwendige Reformen in der Staatswirthschaft aufmerksam machte. Q. schrieb darüber, in Verbindung mit Mirabeau (dem Vater): „Elémens de la philosophie rurale“ (1768, 12.). Außerdem verfaßte er mehre chirurgisch-medicin. Schriften. Er starb den 16. Dec. 1774. Siehe über ihn und sein System Laharpe im „Cours de littérature“ (14. Bd.).

Quetschung (chirurgisch), die Verletzung eines Theils des Körpers durch mechanische Gewalt (eines stumpfen Werkzeuges, oder durch Schlag, Stof, Fall, Wurf u. dgl.) ohne sichtbare Trennung der Theile. Ist letztere damit verbunden, so heißt die Verletzung eine gequetschte Wunde. Es finden bei der Quetschung verschiedene Grade statt, je nachdem die Gewalt der mechanischen Einwirkung, oder der Widerstand der verletzten Theile stark war; daher sie bei Knochen oder an den Theilen, welche an einem Knochen liegen, verhältnismäßig immer bedeutender ist als an weichen Theilen. Die Folge der Quetschung ist Lähmung und Zerreißung der feinsten Gefäße, daher auch Austreten der Feuchtigkeiten, die diese enthalten, in das benachbarte Zellgewebe. Hiervon rührt die blaue, braune oder gelbe Farbe, die Geschwulst und der Schmerz der gequetschten Stelle her, wozu sich oft Entzündung einfindet, die an Gelenken, bei krankhafter Leibesbeschaffenheit, in schwammigen Theilen sehr gefährlich werden kann. H.

Quevedo Billigas (Don Francisco de), Dichter und Schriftsteller, war 1580 zu Madrid geb. und studirte zu Alcalá de Henares. Außer den alten Sprachen umfaßte er die Theologie, Medicin und Philosophie, weil er keine einzelne Wissenschaft zu seinem Vorstudium machen wollte. Umfassende Kenntnisse waren in ihm mit vielem Wiß und großer Eigenthümlichkeit des Geistes vereinigt. Wegen eines Duells, in welchem er seinen Gegner erschoss, flüchtete er nach Italien, wo er sich durch wichtige Dienste die vertraute Freundschaft des Herzogs von Ossuna, Don Pedro Giron, Vicekönigs von Neapel, erwarb. Sodann besuchte er Süddeutschland und Frankreich. Nach seiner Zurückkunft nach Spanien ward er als ein Vertrauter des in Ungnade gefallenen Herzogs zur Untersuchung gezogen, auf seinem Landgute La Torre de Juan gefangen gehalten und bekam erst nach 3 Jahren seine Freiheit wieder, jedoch nicht die Gnade des Hofes. Um seiner geschwächten Gesundheit aufzuhelfen, bereiste er Spanien, und hielt sich dann auf seinem Landgute auf, wo er wahrscheinlich die „Werke des Baccalareus de Torre“ schrieb. Er begnügte sich mit dem Titel eines Secretairs Philipps IV. 1634 verheirathete er sich mit einer Schwester des Bernardo de Cabra, Erzbischofs von Albarazin, die er aber nach einigen Jahren wieder verlor. Er zog sich daher noch mehr von der Welt zurück und beschränkte sich auf den Umgang mit wenigen Freunden. Er war bereits ein 68jähriger Greis, als er wegen eines Libells gegen den Minister Olivarez, welches man ihm ohne weitere Untersuchung zuschrieb, zum 2. Male eingekerkert wurde. Als er nach 2jähriger Gefangenschaft wieder frei ward, hatte seine Gesundheit sehr gelitten. Vom Hofe verbannt, begab er sich auf sein Landgut, welches während seiner Gefangenschaft mehr als ein Mal war geplündert worden. Endlich nöthigte ihn seine Krankheit, sich zu seiner Wiederherstellung nach Villa nueva de los Infantes zu begeben; allein er war kaum angekommen, als er 1645 starb. Q.'s Werke sind von dem mannigfaltigsten Inhalt. Unter den Gedichten zeichnen sich die humoristischen durch Scherzhaftigkeit, Wiß und sinnreiche Erfindung aus. Seine prosaischen Werke bestehen meist aus Ergüssen der Laune und Satyre. Durch die letztern ist Q. auch im Auslande berühmt geworden, namentlich durch seine „Sueños y discursos“, deutsch von Philander von Sittewald (Strasb. 1645), und durch sein „Gran Tacano“, den ersten komischen Roman in derjenigen Gattung, welche die Spanier Bettlerromane nennen. Auch hat er des Epikets „Enchiridion“ in spanische Verse gebracht. Seine Schriften sind zu Brüssel 1660 und 1670 in 3 Bdn. 4. und nachher mehrmals erschienen.

Quiberon, bekannt durch die Landung franz. Ausgewanderter 1795, ist eine Halbinsel und Marktfl. von 1916 E., 2 Stunden von Auray im franz. Depart. des Morbihan, Bezirk von Lorient. Die franz. Ausgewanderter in Enaland hatten mehre Regimenter in engl. Solde gebildet, und ihre Heerführer wünschten, durch eine britische Flotte unterstützt, nach Frankreich übergeschifft zu werden, um

zu dem königl. Heere in der Vendée oder zu den Chouans zu stoßen. Ihre Erwartung eines glücklichen Erfolgs war so zuversichtlich, daß sie dadurch selbst das britische Ministerium hinrißen, welches der Meinung war, man müsse erst mehr Truppen beisammen haben. Pitt sagte daher zu Puyfaye und Hervilly, welche die Unternehmung beschleunigt wissen wollten: „Sie werden ihren Zweck verfehlen, wenn Sie sich mit so wenig Truppen bloßstellen. Sie müßten nach meiner Meinung warten“. Allein Puyfaye versicherte, die Erscheinung einiger tausend Mann wäre hinreichend, um ganz Bretagne zum allgemeinen Aufstande zu bewegen; sie brauchten nichts als Waffen, Pulver und Schiffe. Der britische Minister gab endlich der Erfahrung eines Mannes nach, welcher den Krieg verstand und schon vor der Revolution Generallieutenant gewesen war. Doch waren andre franz. Officiere, z. B. der General Hector, mit diesem Wagnisse so wenig einverstanden, daß sie in England zurückblieben. Die Schaar der Ausgewanderten wurde nun mit britischer Freigebigkeit ausgerüstet. Oberanführer war der Graf v. Puyfaye. Unter den Soldaten befanden sich aber auch eine Menge franz. Kriegsgefangener, die sich hatten anwerben lassen, um bei dieser Gelegenheit nach Frankreich zurückzukehren. Sie segelten unter dem Schutze einer britischen Flotte nach der franz. Küste, und nachdem Admiral Bridport, mit 10 Linien Schiffen, den franz. Adm. Villaret Joyeuse, mit 12 Linien Schiffen und 11 Fregatten, den 23. Juni 1795 auf der Höhe von Lorient geschlagen und 3 Linien Schiffe erobert hatte, landeten die Ausgewanderten, 3036 M. stark, ohne Hinderniß den 27. Juni an der Küste von Quiberon. Sie rückten rasch vor, und mehrer 1000 Franzosen vereinigten sich in Kurzem mit ihnen, sodaß sie nach einigen Angaben 10,000 M. stark wurden. Aber schnell zog der republikanische Feldherr Hoche mit einem Heere von 25,000 M. heran und hinderte die Vereinigung der gelandeten Schar mit den im Innern des Landes bewaffneten Chouans. Die Landzunge, welche die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, wird durch die Feste Penthièvre verteidigt. Dieser bemächtigten sich die Ausgewanderten. Sie drangen bis über Auray vor; allein zurückgeworfen von der Übermacht mußten sie sich auf die Halbinsel zurückziehen, wo ihre Stellung beinahe unbezwinglich war; denn die Festungswerke sind zum Theil auf steilen Felsen angelegt. Hierauf entsandten sie den 10. Juli eine Schar königl. Truppen in das Innere von Bretagne, welche durch Zulauf von Chouans zu einem beträchtlichen Haufen anwuchs, aber ihnen dennoch das Land zu öffnen nicht vermochte. Auch mißlang ihnen in der Nacht vom 15. zum 16. Juli ein Angriff auf die Republikaner bei St. Barbe. Der Graf v. Hervilly wurde verwundet, führte aber dennoch den Rückzug in guter Ordnung aus, bis Sombreuil an seine Stelle trat. Schon bei diesem Angriffe zeigten sich Spuren von Verräthelei; gleichwol war man so unvorsichtig, die Besatzung der Feste Penthièvre dem Regimente Hervilly anzuvertrauen, in welchem viele gewesene Kriegsgefangene durch Verrath ihre Freiheit zu erlangen suchten. Ihre Lage wurde nicht besser, als ihnen Graf Sombreuil den 17. Juli eine Verstärkung von 1174 M. zuführte. Diese Mannschaft besetzte die Gegend zwischen Penthièvre und Quiberon, nahe am Meere, und rettete zuletzt noch einen Theil der Gelandeten. Unterdessen hatte General Hoche mit den Verräthern in der Feste Penthièvre Verabredung genommen. Er überfiel daher in der Nacht vom 20. Juli die Feste, welche 4000 M. verteidigten, und eroberte sie mit 200 M. Die Republikaner wurden nämlich von den verrätherischen Vorposten auf einem steilen Felsenwege bis in die innern Werke geführt. Beim ersten Lärm wollte der Befehlshaber die Truppen sammeln, ward aber erschossen; 800 M. legten hierauf das Gewehr nieder oder schossen ihre eignen Officiere todt. Die Verräthenen waren ohne Anführer, und in der Verwirrung war das Gemüsel groß. Viele Königliche liefen zu den Republikanern über und hieben mit ihnen zugleich auf die noch Widerstand Leistenden ein. Sombreuil konnte jetzt Nichts thun als die Einschiffung der übriggebliebenen Ausgewanderten decken. Er und seine 2 Va-

taillone wehrten sich mit einem Heldenmuth, den Hoche und die Conventstruppen bewundern mußten. Man schlug ihm einen Vergleich vor, wenn er sich mit allen Truppen ergäbe; allein auf diese Bedingung wollte er nichts von einem Vergleiche wissen. Die Einschiffung ging vor sich. Sombreuil blieb als der Letzte zurück und ergab sich als Kriegsgefangener. Ein andrer Theil der Königlichen hatte sich von Penthièvre auf einen Felsen gezogen. Die Republikaner stürmten hinauf tödteten viele, und nahmen die übrigen gefangen. Als hier Damas, ein trefflicher Officier und edler Mensch, sah, daß er ohne Rettung war, stürzte er sich mit seinem Pferde von der steilsten Anhöhe ins Meer hinab. An diesem blutigen Tage, in welchem der Kampf durch das Feuer der engl. Schiffe noch mörderischer wurde, verloren die Königlichen an Todten und Gefangenen überhaupt 5274 M.; die Zahl der Geretteten, welche sich wieder einschiffen, unter welchen sich der General Puyfaye, der verwundete Hervilly und fast die ganze Artilleriemannschaft befand, war 2234. Die Sieger machten eine beträchtliche Beute an Vorräthen aller Art. So mißlang eine Unternehmung tapferer Männer, die in Frankreich ausführen wollten, was einst Pelopidas für Theben that. Nur pariser Lüge konnte Pitt als den Urheber dieses verunglückten Zugs anklagen und ihm Schuld geben, er habe, um England von der kostbaren Last der Ausgewanderten zu befreien, sie auf die Schlachtbank von Quiberon geliefert. Hoche ließ die mit den Waffen in der Hand gefangenen Ausgewanderten, obgleich sie mittelst einer Art von Vergleich sich ergeben hatten, nach Bannes bringen, wo sie vom 28. Juli an sämmtlich erschossen wurden. In den ersten 4 Tagen allein belief sich die Zahl der Hingerichteten auf 188. Unter diesen befanden sich der Graf von Sombreuil und der Bischof von Doll. Beide starben mit dem Muth der Helden. Der Graf v. Sombreuil, 28 J. alt, war einer der schönsten Männer in Frankreich und zugleich einer der bravsten. 1789 hatte er, 22 J. alt, durch seine Entschlossenheit seinen Freund, Jules v. Polignac, aus den Händen des mordsüchtigen Pöbels errettet. Er ging hierauf in preuss. Dienste, focht mit ausgezeichnete Tapferkeit in den Feldzügen von 1792 — 94, und erhielt den preuss. Verdienstorden. Sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, und sein jüngster Bruder starben in der Schreckenszeit auf dem Blutgerüste. Er selbst, der mit seinem Leben den Rückzug seiner Gefährten und ihre Rettung gesichert, und großmüthig sich selbst zu retten sich geweigert hatte, floßte durch seine Jugend und Schönheit den Kriegern, die das Bluturtheil an ihm vollziehen sollten, ein Zittern der Ehrfurcht ein, sodas sie ihn in die Schulter trafen. Sombreuil blieb stehen und sagte: „O so endigt doch, ich bitte, endigt!“ Da fiel der junge Held, ein bluttiger Zeuge der Raserei des Bürgerkriegs. Ein Denkmal ward hier am 15. Oct. 1829 eingeweiht. Die „Mém. sur l'expédition de Quibéron“, von einem Augenzeugen, Billeneuve-Laroche-Barnaud (2. A., Paris 1824), sind einseitig und leidenschaftlich. Die „Mém. du Comte de Vauban“ über den Vendeekrieg sind wahrhaft historisch und sehr anziehend.

Q u i c k, oft so viel als Quecksilber; bei Metallarbeitern das in Scheidewasser getödtete Quecksilber, womit sie den Grund zur Vergoldung auf dem Messing legen. — **Q u i c k m ü h l e**, so viel als Amalgamirmühle, s. Amalgama.

Q u i e t i s m u s. Der ganz nach Aussen gerichtete hierarchische Geist einiger Mönchsorden, besonders der Jesuiten und Dominicaner, hatte im 17. Jahrh. die Andacht und Gottesverehrung der Katholischen beinahe in eine bloß mechanische Gottesdienstlichkeit verwandelt. Seine Zeit mit Hersagen der Formularegebete aus dem Brevier und am Rosenkranze, mit Fasten, Beichten und Busübungen hinbringen, fleißig wallfahrten, die Mutter Gottes und die Heiligen anrufen, Almosen geben, Ablass kaufen und überhaupt die kleinlichsten Formen des äußern Gottesdienstes beobachten, galt unter diesem Einflusse für wahre Frömmigkeit. Daher wendeten sich fromme Gemüther, die es mit ihrer Andacht ernstlicher meinten, als

bei dieser Art von Religionsübung nöthig war, mit neuem Eifer der Mystik zu, die dem Gefühlvollern schon sonst Zuflucht und Nahrung gewährt hatte, wenn Alles in den Formen der Kirchlichkeit zu erstarren schien. Der geistliche Wegweiser, „Guida spirituale“, ein Erbauungsbuch, das Michael Molinos, ein spanischer Weltpriester, 1675 zu Rom herausgab, entsprach diesem Bedürfnisse. Molinos redete darin von der Ruhe eines gänzlich in Gott versunkenen Gemüths, das aller andern Gedanken und Gefühle ledig, von keiner Thätigkeit nach Außen gestört, nichts als die Nähe Gottes empfinde, mit einer Entzückung, die seinen frommen Phantasien bald viele Freunde verschaffte. Nach seiner Anleitung suchten nun die Andächtigen lediglich diese Gemüthsruhe (quies, daher der Name Quietismus und Quietisten, griech. Hesychnasten), und man würde es ihnen nicht gewehrt haben, wenn dabei nicht jene von der Kirche und den Mönchsorden begünstigten Andachtsübungen in Gefahr gekommen wären, überflüssig zu scheinen. Der franz. Hof setzte es beim Papste durch, daß Molinos seine Irthümer abschwören und sein Leben unter täglichen Bussübungen in einem römischen Dominicanerkloster beschließen mußte (s. 1696). Dieser Gewaltschritt hinderte jedoch keineswegs die Verbreitung des Quietismus. Der geistliche Wegweiser wurde in Deutschland und Frankreich, wo man durch die Schriften der Bourignon (s. d.), Poirets und der Pietisten vorbereitet war, fleißig benutzt, und erzeugte bald eine Menge Erbauungsbücher in gleichem Geiste. Schon im 14. Jahrh. nannte man eine Art von Mönchen Hesychnasten (auch umbilianimi), welche am Berge Athos nach der Vorschrift eines Abts Simeon im steten Gebete lebten. — Die berühmteste Pflegerin des franz. Quietismus war eine am Hofe Ludwigs XIV. beliebte, schöne und reiche Witwe, Joh. Maria Bouvier de la Motte Guyon, welche u. d. N. der Madame Guyon als eine liebenswürdige Schwärmerin von mehr Einbildungskraft als Verstand bekannt geworden ist. Ihr Beispiel, ihre Betsstunden, ihre salbungsvollen Schriften und die Bemühungen ihres Beichtvaters Lacombe gewannen ihr Anhänger genug, um die Geistlichkeit aufmerksam zu machen. In der That geriebt man in Versuchung, eine junge Frau für verrückt zu halten, welche sich für das schwangere Weib in der Apokalypse (K. 12, B. 2) hielt und in ihrer eignen Lebensbeschreibung von sich sagt, sie sei oft von einem solchen Übermaße der Gnade erfüllt, daß sie im buchstäblichen Sinne bersten wolle und ihre Kleider auflösen lassen müsse, worauf denn diese Gnadensfülle sich über Die, die ihr diesen Dienst leisteten, ergieße. Lacombe wurde als ihr Verführer verhaftet und starb 1702 zu Paris im Gefängnisse, die Guyon selbst aber kam nach einer kurzen Einsperrung wieder in Freiheit und zu der Ehre, an den Betsstunden der Maintenon in St. Cyr Theil zu nehmen. Der Streit schien daher abgethan, als Fénelon (s. d.) in der Guyon eine Geistesverwandte zu erkennen glaubte, und ihr und ihren Schriften in seiner „Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure“ (1697) das Wort redete. Der Zutritt eines so bedeutenden Mannes, dessen Andachtsbücher Frankreich mit Begeisterung aufnahm, gab dem Quietismus neues Gewicht und dem Verfechter der franz. Theologen, Bossuet, Gelegenheit, diesem beneideten Nebenbuhler eine Beschämung zuzuziehen. Bossuet erwirkte 1699 ein päpfl. Breve, in dem 23 Sätze aus Fénelon's Buche als irrig verdammt wurden; aber die selbst in Rom bewunderte Sanftmuth, mit der sich dieser unterwarf, brachte seine Gegner um die Früchte des Sieges, sodaß nicht die Gewalt, von der die Guyon (starb 1717) eine zweite kurze Gefangenschaft zu erleiden hatte, sondern nur der veränderte Zeitgeist den Quietismus allmählig in Vergessenheit brachte. Eine Sekte hatte er ohnehin nie gebildet, sondern sich nur einige Jahrzehende als das Thema vielgelesener Erbauungsbücher und als die eigenthümliche Denkart einer Partei unter den Frommen behauptet. Aus Fénelon's Buche, worin der Quietismus am deutlichsten dargestellt ist, lernt man ihn als eine harmlose Schwärmerie kennen, deren nur phantasiereiche, überspannte Seelen fähig

sind. Wahres und Falsches ist darin wunderlich vermengt; er fodert die sogen. reine Liebe, die sich ohne Furcht und Hoffnung, gleichgültig gegen Himmel und Hölle, mit gänzlicher Selbstverleugnung auf Gott richtet, bloß weil dieser es will. Das Fleisch muß dabei ganz abgetödtet, jeder weltliche Gedanke entfernt, alles Vertrauen auf eigne Kräfte bei guten Werken vernichtet, und die Seele in einen leidenden Zustand versetzt werden, bei dem ihre eigne Thätigkeit aufhört, und Gott allein in ihr wirkt. Dieser Zustand, der das Gemüth wesentlich mit Gott vereinigt, ist die Ruhe oder das unaufhörliche innere Gebet (die bleibende Richtung auf Gott), wobei man nichts wünscht, nichts von Gott bittet, sondern sich ihm ganz überläßt und am reinen Anschauen seines Wesens (Contemplation) begnügt. Wie selten nun auch die hier bezeichnete Ansicht des Quietismus in das Leben übergegangen sein mag, weil sie weder den Bedürfnissen der menschlichen Natur noch den Forderungen des gesellschaftlichen Zustandes entspricht, so ist sie doch in der Mystik der Neuern häufig wieder erschienen. Auch hat man den Ausdruck auf die religiöse Ansicht der indischen Braminen übertragen, deren Streben dahin geht, durch Unterdrückung aller leiblichen und geistigen Bewegung in einen angeblich seligen Zustand zu gelangen und mit Brahma Eins zu werden. Siehe „Das Leben der Frau Guyon, von ihr selbst beschrieben, a. d. Franz. übers. von Frau H. v. Montenglaur“ (3 Thele., Berlin 1826).

Q u i n (James), Schauspieler, 1693 zu London geb., der Sohn eines Ir-
länders, welcher sich mit einer angeblichen Witwe verheirathet hatte, deren erster
Mann nach einer langen Abwesenheit zurückkam und sie zurückfoderte. Q. verlor
dadurch s. rechtmäßige Geburt und befand sich nach s. Vaters Tode, 1710, ohne
Vermögen. Die Noth führte ihn in einem Alter von 21 J. auf das Theater von
Dublin. Ein Freund, der s. großes Talent erkannte, rieth ihm, nach London zu ge-
hen, wo er 1715 in die Gesellschaft von Drurylane trat. Von da ging er nach 2 J.
zu Lincoln's Inn-Theater über, bei welchem er 17 J. blieb. Im Trauerspiele glänzte
er in würdevollen und mannhaften Rollen, als Cato und Coriolan, im Lustspiele
in Rollen von beißender Laune, Humor, als Fallstaff, Wolpone und Sir John Brute.
Doch war eine gewisse Eintönigkeit in s. Spiele nicht zu verkennen; er recitirte in
der damals beliebten pomphaften Manier. Sein reizbarer Charakter brachte ihn
mehrmals in Mißhelligkeiten mit den Theaterunternehmern. Dabei war er der Ge-
sellschaft und den Tafelfreuden ergeben. Einen Beweis, daß er nicht ohne Edel-
muth war, gab er dadurch, daß er dem Dichter Thomson, welcher wegen einer
Schuldforderung verhaftet war, augenblicklich mit 100 Pfund aushalf. Beide wur-
den dadurch die genauesten Freunde, und Thomson hat in s. „Castle of indolence“
seinem edeln Befreier ein Beiden rühmliches Denkmal gesetzt. Garrick's Erschei-
nung machte das Publicum nach und nach gleichgültig gegen Q., welcher 1753
der Bühne entsagte. Er lebte seitdem größtentheils zu Bath, wo er 1766 starb.
Garrick, anfangs sein Nebenbuhler, ward später s. Freund.

Q u i n a u l t (Philipp), der ausgezeichnetste Operndichter der Franzosen,
geb. 1635 in einer Schauspielerfamilie, erhielt eine nicht eben sorgfältige Erziehung.
Die Anweisung abgerechnet, welche ihm Tristan l'Hermitte in der Verskunst gab,
verdankte er s. Geistesbildung allein s. eignen Fleiße und Talente. Noch vor s. 20.
J. brachte er einige Schauspiele auf die Bühne und fuhr mehre Jahre mit drama-
tischen Arbeiten fort, welche ziemlich allgemeinen Beifall fanden. Aber eben dieser
Beifall machte bei dem Ungegeschmacke, der in ihnen herrscht, Boileau's Satyre rege,
der ihn mit so vieler Bitterkeit angriff, daß er endlich s. eignen Rufe dadurch zu
schaden schien. Denn Q., der das Trauerspiel, für welches er sich nicht geeignet
fühlte, aufgab, verband sich mit Lully für die Oper, und entwickelte in der lyrisch-
musikalischen Poesie eine solche Meisterschaft, daß er alle s. Nebenbuhler übertraf
und von den besten Kunstrichtern zu den ausgezeichneten Männern aus dem Zeit-

alter Ludwigs XIV. gezählt wird. Es gibt in der franz. Sprache nichts Zarteres, Zärtlicheres und Sinnreicheres als f. Arien und Liebesgespräche. Boileau und seine Tadler schrieben den Beifall einzig der Musik Lully's zu, welche jedoch jetzt vergessen ist, während man Q.'s Verse noch immer mit Vergnügen liest. Seine „Ar-mide“ (1686) und f. „Atys“ sind in ihrer Art Meisterstücke. Q., der zugleich in den Geschäften des Lebens erfahren war, hatte die Angelegenheiten eines Kaufmanns in Ordnung gebracht und heirathete nach dessen Tode die hinterlassene Witwe desselben. Dadurch kam er in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens und kaufte sich (1671) die Stelle eines Auditeurs in der Rechnenkammer (Chambre des comptes). Bald darauf trat er auch in die franz. Akademie, und in ihrem Namen begrüßte er den König bei f. Rückkehr aus den Feldzügen von 1675 und 1677. Als Schmeichler desselben erscheint er in den Prologen f. Opern, und er wurde dafür mit einer Pension belohnt. Eine gewisse Schwermuth, die wahrscheinlich durch Abnahme f. Gesundheit erzeugt wurde, hinderte ihn, sein Glück vollkommen zu genießen. Seine theatralischen Arbeiten schienen ihn aus Bigotterie zu gereuen, und er bezoglos, den Überrest f. Kräfte zur Ehre Gottes und des Königs anzuwenden. Er fing ein Gedicht auf die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich an, das jedoch f. Ruhm nur vermindert haben würde. Er starb 1688. Im Umgange war er liebenswürdig, fein und zuvorkommend; er sprach und recitirte angenehm. Außer f. Theaterstücken schrieb er mehre gelegentliche Gedichte, unter denen sich einige auszeichnen. Seine sammtl. Werke sind 1739 und 1778 in 5 Bdn. erschienen. Wodensleben findet sich f. Lebensbeschreibung.

Q u i n q u a g e s i m a, der 50. Tag vor Ostern, d. h. der Sonntag vor Fastnacht, auch Estomih genannt.

Q u i n q u e n n i u m, ein Zeitraum von 5 Jahren.

Q u i n t e, 1) in der Musik a) ein Intervall von 5 Stufen, oder der 5. Ton vom Grundtone an aufwärts. Man unterscheidet 3 Arten der Quinte: die reine oder große, die verminderte oder kleine, und die übermäßige; die erstere, welche 3 ganze Töne und einen großen halben Ton enthält (z. B. c zu g), ist eine Consonanz, die letztern sind Dissonanzen. Die Fortschreitung gleicher Stimmen in reinen Quinten ist fehlerhaft und übelklingend, daher man diese Fortschreitung auch falsche Quinten nennt. Verdeckte Quinten, welche in gewissen Fällen auch zu vermeiden sind, sind solche, welche bei dem Fortschreiten zweier Stimmen zu einer großen Quinte in gerader Bewegung entstehen, indem man den Raum zwischen der Quinte und dem vorhergehenden Intervall ausfüllt, z. B. a d f g.

b) Heißt Quinte bei dem Saiteninstrumente die schwächste Saite auf demselben, welche die höchsten Töne enthält, auf der Violine die E-Saite. 2) Die 5. Classe einer Schule, Quinta, daher ein Quintaner. 3) Im Piquet, eine Reihe von 5 hintereinanderfolgenden Blättern, die, wenn sie von dem höchsten Blatte anfängt, Quinte-Major heißt.

Q u i n t e n c i r k e l heißt in der Theorie der Harmonie der Durchgang durch alle 12 harte und weiche Tonarten mittelst der Quinte, oder diejenige Folge der Tonarten, vermöge welcher man sie von Quinte zu Quinte wie in einem Cirkel durchläuft.

Q u i n t e r n e, f. Lotterie.

Q u i n t e s s e n z (von quinta essentia, worunter die Pythagoräer den Äther verstanden), die durch chemische Kunst ausgezogene concentrirte und beste Kraft eines Dinges, daher das Beste, der Kern einer Sache.

Q u i n t e t t, ein Tonstück entweder für Instrumental- oder für Vocalmusik, wozu bei jenem 5 selbständige Instrumentalpartien, bei diesem 5 concertirende Singstimmen (meistens mit Instrumentalbegleitung) erfordert werden. Werden

aber die Stimmen nur verdoppelt, dann spricht man nicht von Quintett. Was vom Quartett gesagt worden, gilt auch von diesem.

Quintilianus oder **Quinctilianus** (Marcus Fabius), blühte im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung und kam aus Calaguris (jetzt Calahorra) in Spanien, s. Geburtsstadt, frühzeitig nach Rom, wo er zuerst als Redner vor Gericht und Sachwalter, dann als Redelehrer (Rhetor) sich berühmt machte. Er hatte die vornehmsten Römer zu s. Schülern. Der Kaiser Domitian ertheilte ihm die Consulwürde. Unter dessen Regierung, in den letzten Jahren s. Lebens, schrieb Q. s. vortreffliches Werk „De institutione oratoria“, welches eine Theorie der Redekunst aufstellt. Man erkennt darin den geübten Meister und den feingebildeten, geistvollen Mann, den würdigen Nachahmer Cicero's. Vorzüglich anziehend und wichtig für die Geschichte der Literatur ist das 10. Buch, wo er mit ebenso viel Scharfsinn als Bündigkeit s. Urtheil über die Schriftsteller der Griechen und Römer ausspricht. Außerdem legt man dem Q. eine ansehnl. Sammlung zur Übung gehaltener Reden (declamationes) bei, die aber bei weitem nicht so anziehend sind als jene Theorie, auch nicht die Vollendung haben, welche man, ihr zufolge, erwarten sollte, daher man auch glaubt, daß wenigstens nicht alle von Q. selbst herühren. Endlich findet man noch in den Ausg. der Quintil. Werke eine Schrift „De oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae“ („Von den Rednern, oder den Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit“), die aber mehre Gelehrte dem Tacitus, Einige einem andern Vf. zuschreiben. Die vorzüglichsten Ausg. sind von Burmann (Leyden 1720, 2 Bde., 4.), von Capperonier (Paris 1725, Fol.), Geszner (Gött. 1738, 2 Bde., 4.), Spalding (Leipz. 1798 — 1816, 4 Bde.) und von Lünemann (Hanov. 1826, 2 Bde.). Eine deutsche Übers. lieferte Henke u. d. T.: „Lehrb. der schönen Wissenschaften in Prosa“ (Helmst. 1775—77, 3 Bde.).

Quintole, eine Notenfigur, Tonfigur, aus 5 Tönen bestehend, welche zusammenhängend vorgetragen werden und die Haltung von 4 Tönen gleichen Werths haben.

Quintus Calaber oder **Smyrnaus**, ein griech. Dichter, dessen Zeitalter ebenso wenig genau bekannt ist als s. Geburtsort. Seine Beinamen beziehen sich darauf, daß s. Gedicht in Calabrien aufgefunden wurde, und daß er in demselben Smyrna als s. Aufenthaltsort erwähnt. Wahrscheinlich lebte er im 4. Jahrh. n. Chr. Sein Gedicht „Περὶ ἀπομεινῶν Ὀμηρῶν“ („Posthomerica“) enthält eine Fortsetzung der „Ilias“, worin Homer zwar nachgeahmt, aber freilich in s. anmuthigen und gemüthlichen Einfachheit und Alterthümlichkeit nicht erreicht worden ist. Die neueste kritische Ausg. von Tychsen, mit Anmerk. von Heyne, erschien im Verlage der zweibrücker Gesellschaft (Strasb. 1807, 2 Bde.).

Quippos, eine Art von Farben- oder Bilderschrift, welche den Peruanern, die vor der Eroberung ihres Reichs durch den Spanier Pizarro zu Anfange des 16. Jahrh. die Schreibekunst nicht kannten, statt derselben diente. Es wurden nämlich mehre Fäden von verschiedenen Farben an eine Schnur gereiht, und in diese Fäden Knoten geknüpft. Jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung; wenn man durch Farben Etwas nicht bezeichnen konnte, bediente man sich der Knoten. Auf diese Art wurden nicht nur Rechnungen geführt, sondern auch Volkszählungen, historische Denkmäler und Gesetze aufbewahrt, geschlossene Bündnisse und Verträge aufgezeichnet ic. In jeder Stadt waren Beamte zur Aufbewahrung dieser Quippos angestellt. Übrigens ersetzten mündliche Überlieferungen und kleine Gedichte das Mangelhafte dieser Schreibart. Eine den Quippos ähnliche Art der Schrift findet sich in Guiana, wo man gleichfalls Fäden und Knoten gebraucht.

Quirini (Angiolo Maria), ein gelehrter Cardinal, geb. 1680, stammte aus einer edeln venetianischen Familie. Zu Brescia erzogen, trat er in den Orden der Benedictiner von Monte Casino. Zu Florenz genoss er den Unterricht der aus-

gezeichneten Gelehrten jener Zeit, und wurde darauf Professor in s. Kloster. Eine Rede, welche er hier hielt, „De mosaicae historiae praestantia“, ward gedruckt. Durch die Einbildung, daß er an der Steinkrankheit leide, wurden s. Studien unterbrochen; nachdem er sich aber von dem Ungrunde s. Furcht überzeugt hatte, trat er 1710 s. literarischen Reisen an. Er besuchte Deutschland, Holland, Flandern, England und Frankreich. In letzterm Lande verweilte er über 2 Jahre, meist bei den Benedictinern von St.:Germain des Prés. Alles was diese Länder an merkwürdigen Menschen und Gegenständen besaßen, suchte er kennen zu lernen, und gewann allenthalben durch s. Talente, s. Wißbegierde und s. Benehmen Achtung. Bei s. Rückkunft nach Italien gab er einen Plan zu einer Geschichte dieses Landes und den Versuch einer Geschichte des Klosters von Farfa im Herzogthume Spoleto heraus. Innocens XIII. ernannte ihn zum Erzbischof von Corfu. Hier verfaßte er s. gelehrtes Werk: „Primordia Corcyrae ex antiquissimis monumentis illustrata“. Benedict XIII. ertheilte ihm 1727 den Cardinalshut, nachdem er ihn zum Bischof von Brescia ernannt hatte. N. verfaßte nicht allein zur Ehre s. Sprengels verschiedene Werke über die Literatur von Brescia, sondern suchte auch s. Hauptkirche zu einer der prachtvollsten von Italien zu machen und gründete zu Brescia eine öffentliche Bibliothek. Seine Anhänglichkeit an den römischen Stuhl zeigte er durch s. „Leben Papsst Pauls II.“ (gedruckt 1740), worin er denselben gegen die Angriffe Platina's verteidigte. Bald nachher ward er zum Bibliothekar der Vaticana und zum Vorsteher der Congregatio Indicis ernannt. Er fuhr in diesen Ämtern fort, der Sache der Literatur zu dienen. Auf s. Antrieb erschienen die Werke des h. Ephraim in einer neuen Ausg., griechisch, syrisch und latein. (6 Bde., Fol.). Auch gab er die Briefe des Cardinals Pole heraus, begleitet mit einer Abhandlung, worin er die Trennung der Reformatoren von der röm. Kirche als nicht zu rechtfertigend darstellte, und einer andern, worin er den Charakter Pauls III. vertheidigte. Die Mäßigung und Aufrichtigkeit, verbunden mit der gründlichsten Sachkenntniß, welche er immer zeigte, erwarben ihm selbst den Beifall der Protestanten. Er war Mitglied mehrer gel. Ges., namentlich der Akad. von Petersburg, Wien und Berlin. Preiswürdig war s. Freigebigkeit, wo es dem Glanze der Kirche, dem öffentl. Wohle und der Unterstützung der Armen galt. Zur Erbauung der schönen kath. Kirche zu Berlin trug er freigebig bei, s. kostbare Bibliothek schenkte er der vaticanischen. Die Pflichten s. Amtes erfüllte er mit unermüdlichem Eifer bis an s. Tod 1755 zu Brescia. Außer den gen. Werken hat er auch eine Reisebeschreibung und eine Nachricht von seinem Leben hinterlassen.

Q u i r i n u s , eine Beiname des Mars, bei den Römern; desgl. später ein Beiname des Romulus (s. d.), den man ihm nach s. Vergötterung gab, und welchen man von dem sabinischen Worte Quiris oder Curis, welches einen Spieß, figürl. einen Krieger bezeichnen soll, herleitet. Daher der Name Quiriten, welchen die Römer nach der Vereinigung mit den Sabinern angenommen hatten, und welcher bei Anreden der römischen Bürger gebraucht wurde. Daher auch Quirinalia, ein Fest, das dem Romulus zu Ehren gefeiert wurde, und Quirinalis, der Name eines der 7 Hügel Roms.

Q u i r o g a (Antonio), Anführer der span. Soldaten, die im Jan. 1820 auf der Isla de Leon sich empörten, um die Constitution der Cortes von 1812 wiederherzustellen, geb. zu Betanzos in Galizien 1784, stammt aus einer sehr geachteten Familie. Er studirte vorzüglich Mathematik, wurde Seecadet, trat 1808 in die Landarmee, zeichnete sich als Officier in dem Volkskampfe gegen Napoleons Heere aus und diente als Hauptmann unter dem General Morillo. Nach dem Frieden 1814 wurde er Obristleut. und Secretair des Kriegsgerichts zu Coruña. Nach dem vereitelten Verschwörungsplane des Generalmajor Porlier, 1815, sandte ihn General St.:Marc mit dem Bericht über diese Sache an die Regierung, welche

ihn darauf als Obersten bei dem nach Amerika bestimmten Heere anstellte. Zeuge von der Unzufriedenheit der Truppen und bekandt mit den Gesinnungen der Officiere, trat Q. 1819 an die Spitze der unter dem Einflusse des Generals Grafen del Abisbal gestifteten Verschwörung; als aber der General selbst die Verschwörung anzeigte, ward Q. nebst mehren andern Officieren am 8. Juli in ein festes Schloß gesperrt, jedoch schon im Jan. 1820 durch den Aufstand der Truppen unter dem Obristleut. Riego (s. d. und Spanien) befreit. Q. leitete jetzt als oberster Befehlshaber den Kampf für die Constitution von 1812 aus s. Hauptquartier auf der Isla de Leon. Am 7. März nahm Ferdinand VII. diese Constitution an, und Q. ward von ihm zum Generalmajor erhoben. Darauf wählte ihn die Provinz Galicien zum Mitgliede der außerordentlichen Cortes von 1820. In dieser Versammlung und bei jedem a. Anlaß bewies Q. ebenso viel Eifer für die Sache des Vaterlandes, als Mäßigung und Besonnenheit. Er stellte sich der Willkür der Macht wie der Gefesslosigkeit der Volksherrschaft mit gleicher Festigkeit entgegen; er sprach oft mit Feuer und Kraft, unvorbereitet, jedoch weniger gut über bloße Verwaltungsgegenstände, für die er kein Talent zu haben scheint. 1821 ward er zum obersten Befehlshaber der 2. Militairprovinz (Galicien) ernannt. Die Cortes wollten ihm ein Landgut als Zeichen der Nationaldankbarkeit geben; er lehnte es aber ab, weil das Volk schon zu sehr belastet sei. Im März 1822 hatte er einen Zweikampf mit dem Deputirten Morena-Guerra, der beleidigende Briefe an ihn geschrieben. Es sollte nur Einer schießen; das Loos gab ihm das Pistol, und er schoß es in die Luft. Seitdem zog sich Q. von Madrid in s. Provinz zurück. In dem Feldzuge 1823 gegen die Franzosen stand er unter dem Oberbefehle des Generals Morillo bei dem 4. Armee-corps, das in Galicien und Asturien die Constitution verteidigen sollte. Da aber Morillo Nichts that, um dem Feinde Widerstand zu leisten, und sogar mit dem franz. General Bourck eine Art von Neutralitätsvertrag abzuschließen im Begriffe war, so trennte sich Q. von ihm. Er wollte anfangs sich einschiffen; denn auch er war mit dem Verhalten der Cortes gegen den König in Sevilla und dessen erzwungener Reise nach Cadix unzufrieden. Als er aber die Besatzung von Coruña entschlossen sah, sich aufs Äußerste zu verteidigen, so trat er an ihre Spitze und erklärte sich gegen Morillo. Diese letzte Anstrengung war erfolglos. General Bourck erschien vor Coruña d. 15. Juli, wo Q. kaum 500 Mann Linientruppen, etwa 1500 M. Milizen und 150 franz. Überläufer — die sogen. Fremdenlegion, an die sich auch einige fremde Officiere, darunter Sir Robert Wilson (s. d.), angeschlossen — zur Gegenwehr aufbieten konnte. Ein franz. Geschwader blockirte den Hafen. Nach einem mehrstündigen Kampfe, in welchem Sir Rob. Wilson verwundet wurde, erstürmten die Franzosen die Höhen vor der Stadt; Q. wies jedoch das Anerbieten einer Capitulation standhaft zurück, weil er in der Provinz einen Aufstand gegen Morillo und die Franzosen zu erregen hoffte. Da ihm dies nicht gelang, so übergab er den Oberbefehl dem General Novella und schiffte sich nach England ein, von wo er einige Unterstützung an Geld nach Coruña schickte und dann sich selbst nach Cadix begab. Aber auch hier fand er Alles in Verwirrung, und ihm blieb Nichts übrig, als sich vor der Capitulation von Cadix nach England zu flüchten, wo er Schutz gefunden hat. General Q. ist ein Mann von stattlichem Wuchs, militairischer Haltung, einnehmenden Gesichtszügen, offen und angenehm im Umgang. Er liebt den Ruhm und das Glück s. Nation über Alles, gleichwol hat er, ohne eine mehr als gewöhnliche Thatkraft zu entwickeln, durch die Verletzung seines Soldateneides Begebenheiten mit veranlaßt, die sein unglückliches Vaterland in noch größere Herrüthung gestürzt haben. Ist Q. als Revolutionnair strafbar, so hat er wenigstens s. Namen nicht mit Verbrechen der Ehrsucht und des Eigennuzes, noch des Parteihasses und der Rache besetzt.

20.

Q u i s t o r p , eine in der gelehrten Welt bekannte Familie. 1628 trat Jo:

hann N., Prof. der Theologie, Superint. und Prediger an der L. Fr. Kirche zu Rostock (geb. 1584, gest. 1648), mit einer Erklärung des Propheten Nahum als ein gelehrter Schriftsteller auf. Sein Sohn Johann N. (geb. 1624, gest. 1699), der zu Greifswald, Königsberg, Kopenhagen und Leyden studirt hatte, ward D. und Prof. der Theologie zu Rostock, in der Folge auch Prediger das., starb als Rector magnificus und machte sich durch mehre Schriften verdient. Dessen Sohn, Johann Nicolaus N., war ebenfalls Prof. der Theologie zu Rostock. — Bernhard Friedrich N., geb. zu Rostock 1718, D. und (seit 1779) erster Prof. der Theologie und Generalsuperint. über Schwedischpommern und Rügen, vertheidigte (1751) die rostockische theologische Facultät gegen eine den mecklenburgischen Intelligenzblättern eingerückte Abhandlung von natürlicher Wahrnehmung mehrer Selbständigkeiten in dem Einigen Wesen Gottes, gab demnächst mehre (größtentheils kleinere) theolog. Schriften, Dissertationen, Programme und Predigten heraus und starb 1788. — Theodor Johann N., geb. 1722 zu Rostock, studirte daselbst und in Leipzig, ward von Gottsched vorzüglich geachtet und mit dem dichterischen Lorberkranz gekrönt. Er schrieb philosophische, juristische und historische Abhandlungen, einige Lust- und Trauerspiele und Gelegenheitsgedichte, von denen der größere Theil vergessen ist. 1744 ward er zu Rostock Licentiat, darauf D. der Rechte, ging nach Wismar, widmete sich der Praxis und ward 1745 Tribunaladvocat. In der Folge führte er 2 dänische Grafen v. Schulenburg auf Reisen, übernahm nachher die Procuratur beim Tribunal zu Wismar und ward 1750 zum Mitgliede des dortigen Senats ernannt. Er starb 1776 zu Wismar als Procurator und Advocat des k. Tribunals, wie auch Direktor der Kammerei im Senatscollegium. Mehre rhetorische Aufsätze, juristische und historische Abhandl. und kleine, im Gundling'schen und Esior'schen Geschmack abgefaßte kleine Schriften hinterließ er handschriftlich. Sie verdienen wol die Ehre des Drucks. — Johann Christian von N., geb. 1737 zu Rostock, beantwortete, 23 J. alt, in s. Inauguraldissertation die damals wichtige Frage: „Utrum unus testis faciat torturae locum?“ Er ward Prof. in Rostock, 1772 ordentl. Lehrer der Rechte zu Bülow, 1774 herzogl. mecklenburg.-schwerin. Justizrath, 1780 Oberappellationsrath und 1792 von dem sächs. Vicariate mit dem Prädicate eines Ritters und edeln Herrn in den Adelsstand erhoben. Er starb 1795. Eine nicht unbedeutende Menge von Schriften, unter denen einige wiederholte Aufl. erlebten, z. B. s. „Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts“, sind Zeugen s. gelehrten Werthes. S. das Verzeichniß in Meusel's „Gelehrtem Deutschland“, sowie s. Leben im ersten Stücke von Koppe's „Gelehrtem Mecklenburg“.

DH.

Q u i t o, sonst eine Provinz von Peru, dann vom Vicekönigreich Neugranada, jetzt das Departement Aquator (Ecuador) in der Republik Colombia, liegt auf den hohen Andesgebirgen, ist wohl angebaut und in den nördl. Gegenden reich an Gold. Sie zählt auf 9854 □M. 550,000 E., meist Peruaner. Die Stadt gl. N. liegt fast unter dem Äquator, in einem anmuthigen Hochthale, 8880 Fuß hoch über der Meeresfläche (also die höchste Stadt der Erde), hat 60,000 E., eine Universität, Fabriken und Handel und ist der Sitz eines Bischofs. In dem Thale von Quito, das häufigen Erdbeben ausgesetzt ist, herrscht ein ewiger Frühling; doch ist seit dem schrecklichen Erdbeben am 4. Febr. 1797 die Luft viel rauher geworden. Es liegen darin 29 Flecken und Dörfer mitten unter Pflanzungen von Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Hainen von Citronen, Pisang und Pompelmus, die mit Gärten von Obstbäumen, mit herrlichen, von lebendigen Hecken eingefassten Saatsfeldern, und schönen, mit Heerden bedeckten Weiden abwechseln.

Q u i t t u n g, eine schriftliche Erklärung, worin der Gläubiger seinem Schuldner den Empfang Dessen, was er an ihn zu fordern hatte, ganz oder zum Theil bekennt. Eine Quittung erlangt nach 30 Tagen volle Beweiskraft.

Quipotte (Don), s. Cervantes.

Quodlibet, von Quod libet, was beliebt, bezeichnet Alles, was ohne Ordnung und Zusammenhang, oder doch mit scheinbarer Willkür nebeneinandergestellt ist, einen Mischmasch. Daher pflegt man scherzhafte Gemälde und Zeichnungen, auf welchen mehre Gegenstände, die an sich in keiner Verbindung stehen, gleichsam als Bruchstücke hingeworfen sind, ferner kleine Gedichte von ähnlicher Beschaffenheit Quodlibets zu nennen; so auch musikalisches Quodlibet ein solches Musikstück, worin allerhand Abwechselungen sowol in Rücksicht der Taktarten als der Melodien vorkommen. Der Werth solcher Quodlibets, die neuerlich u. d. N. musikalischer Potpourris wieder Mode geworden, ist an und für sich sehr gering. Der witzige Contrast ist es vornehmlich, wodurch sie einen Augenblick unterhalten können; denn gewöhnlich wählt man zu diesen Zusammensetzungen schon gegebene Musikstücke, deren bekannter Text mit dem gegenwärtigen, oder deren musikalische Zusammenstellung für sich angenehm oder komisch ist. Die Instrumentalstücke dieser Art, welche man gewöhnlich musikalische Potpourris nennt, können durch phantastieartige Übergänge und Variationen verschiedener allgemein beliebter Themen anziehend sein. Die Singspiele aber, welche den Namen musikalisches Quodlibet tragen, ermangeln gewöhnlich des musikalischen und des komischen Reizes zugleich, indem sie, die komische Wirkung in dem Abgebrochenen und Zusammenhangslosen suchend, den musikalischen Werth verlieren.

Quote. Wenn irgend Etwas, es seien Vortheile oder Nachtheile, nach einer bestimmten Regel unter Mehre vertheilt wird, so heißt der Theil, welcher Jedem zugetheilt wird, seine Quote. Wird z. B. der Gewinn oder der Kostenbetrag einer Unternehmung nach Procenten eingetheilt und bestimmt, so ist der Antheil, der auf Jeden, nach den verschiedenen Summen, für welche er dabei interessirt ist, seine Quote, die also bald größer, bald kleiner sein kann als die Quote eines Andern. Ebenso werden, wenn eine Summe unter die Glieder einer Gemeinde, nach der Proportion ihres Vermögens oder Einkommens zu vertheilen ist, die Quoten, welche auf jeden Einzelnen kommen, nach dem Maße des Vertheilungsprincips verschieden sein müssen. Die Gesellschaftsrechnung gibt dazu Anleitung. (Vgl. Dividende.)